

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Die Badische Schule. 1934-1939 1936

9 (1.5.1936)

Die badische Schule

Verantwortlich: Oberregierungsrat Dr. Ernst Fehle, Karlsruhe

Aus Deinem Blut, mein Volk,
Nähret auch der Geist sein Leben
Und Deiner Größe, Land,
Gilt unser Wissen, Forschen, Streben.

V. K. Weis.

Zur badischen Gaukulturwoche.

Es blieb der nationalsozialistischen Bewegung vorbehalten, Kulturwochen zu gestalten, derselben Bewegung, die von den liberalistischen Kulturmaklern der Vergangenheit als kulturfeindlich und barbarisch verschrien wurde. Was früher unter der Herrschaft bürgerlicher und marxistischer Regierungen nie erreicht werden konnte, das Volk in seiner Gesamtheit für kulturelle Ereignisse zu gewinnen, das gelingt heute in größtem Ausmaße. Die Gründe für diese beglückende Tatsache liegen einerseits in der einheitlichen weltanschaulichen und glaubensmäßigen Ausrichtung aller Volksgenossen, andererseits in der Formgebung der kulturellen Veranstaltungen des Dritten Reiches. In einer Zeit, in der der Kampf Aller gegen Alle das Geschehen des Tages beherrschte, konnte sich der Künstler mit seinem Werke nicht an das gemeinsame Lebensgefühl eines Volkes wenden. So zerfiel die Kunst in allen ihren Bereichen in eine Unzahl widerstrebender und sich gegenseitig ausschließender Richtungen, von denen jede immer nur einen verschwindenden Teil des Volkes von ihrem Werte zu überzeugen vermochte. Die aber ab und zu stattfindenden „repräsentativen“ Kulturveranstaltungen der Vergangenheit waren glänzende gesellschaftliche Ereignisse, an denen der einfache Mensch keinen Anteil nehmen konnte.

Mit dieser Gaukulturwoche richten wir den Appell an alle Volksgenossen, an die schöpferischen Kräfte unseres Gaues und an die breitesten Schichten des Volkes, welches in seiner Gesamtheit den fruchtbaren Boden für eine neue, deutsche, völkische Kultur bildet. Wir wissen, daß dieser Appell zu einer großartigen Demonstration des Kulturwillens der Partei und der Künstlerschaft unseres Gaues werden wird. Die Mannigfaltigkeit des künstlerischen Geschehens und der unvergleichliche kulturelle Reichtum des Gaues Baden, von dem auch diese Zeitschrift einen beachtenswerten Querschnitt gibt, sind die Wurzeln dieser Gaukulturwoche. Daß im Rahmen dieser großen kulturellen Gemeinschaftsarbeit „Die badische Schule“ diesen wertvollen Beitrag leistet, hat praktische und symbolhafte Bedeutung. Der Erzieher soll immer wieder der großen und edlen Aufgabe in weitester Form Beachtung schenken, die Herzen der jungen nationalsozialistischen Generation, über den Lehrplan hinaus, aufnahmebereit zu machen für die unvergänglichen Werte der deutschen Kultur aller Zeiten.

Willi Fritsch, Gaukulturstellenleiter.

Ernst Krieck und die deutsche Erziehungswissenschaft.

Von Wilhelm Classen.

Kriecks Ansehen gründet sich bekanntlich in erster Linie auf seine bahnbrechenden Arbeiten zur Erziehungswissenschaft. Das hat dazu geführt, daß man ihn in der wissenschaftlichen Öffentlichkeit lediglich als „Erziehungswissenschaftler“ oder „Pädagogen“ hinzustellen versuchte. Namentlich die deutschen Philosophieprofessoren, die als Epigonen des deutschen Idealismus glaubten die Philosophie in Erbpacht zu haben — obgleich sie dieses Erbe nicht mehrten, sondern davon zehrten — haben auffällig viel Wert darauf gelegt, Krieck als „bloßen“ Erziehungswissenschaftler zu kennzeichnen, als Vertreter einer mehr geduldeten als geachteten „Randwissenschaft“. In Wirklichkeit aber läßt sich weder die Persönlichkeit noch das Werk und die Leistung Ernst Kriecks fassen und verstehen, wenn man dabei von vornherein nur Begriffe und Denkschemen aus der überlieferten Erziehungswissenschaft anwenden will. Es ist gerade das Kennzeichnende an der Krieckschen wissenschaftlichen Leistung, daß sie zwar von erziehungswissenschaftlicher Fragestellung ausgeht, aber keineswegs auch

auf die bloße herkömmliche „pädagogische“ Antwortfindung abzielt; vielmehr stößt sie von einem erziehungswissenschaftlichen Ansatz her zur Mitte aller geistigen Besinnung überhaupt vor: zum Angelpunkt eines ganz neuen Bildes vom Menschen und der Welt. Sie ist darum im Grunde eine rein philosophische Leistung, ein neuer Versuch einer umfassenden Lebens- und Weltdeutung — von einem erziehungswissenschaftlichen Ansatz her. Es wird gut sein, wenn wir den Weg Kriecks von diesem Ansatz her einmal nachzugehen versuchen. Was fand Krieck unter dem sogenannten „Erziehungsbegriff“ vor, als seine eigene Besinnung darüber einsetzte?

Eine erste Auffassung, deren Ausläufer bei uns bis in die Nachkriegszeit hinein wirksam waren, hatte Erziehung hingestellt als ein aus Zweckdenken entspringendes Zweckhandeln, das sich zwischen einzelnen Erziehern und einzelnen Jünglingen abspielt, wobei Ziel, Plan und Methode dem rationalen Denken des Erziehers entspringen. Das Erziehungsgeschäft ist dabei im Grunde nichts anderes als ein Aufklärungsvorgang

auf Seiten des Schülers, ein Fortschreiten seiner geistigen Entwicklung auf dem Wege verstandesmäßiger Einsichten des Einzelnen. Das Ziel dieses Fortschreitens war der vernünftige Mensch, der Mensch als vollendetes Vernunftswesen, als Beherrscher, Verbesserer, Vollender der Welt, der Natur, der Menschheit. Diese Auffassung, ein genaues Gegenstück zu den naturrechtlichen Theorien von Staat, Recht und Gesellschaft, wurde durch die Ideen der Aufklärung grundgelegt und später durch die Philosophie des deutschen Idealismus zu einer zweifellos bedeutsamen Höhe geführt. Mit zwei Worten ist diese Auffassung hinreichend gekennzeichnet: sie ist rationalistisch und sie ist individualistisch.

Daneben fand Kriek eine verwandte Auffassung vor, von der ersten hauptsächlich nur darin unterschieden, daß sie das Ziel der Erziehung, die „vollkommene Vernünftigkeit“ des Menschen, inhaltlich konkreter faßte: nicht der vernünftige Mensch schlechthin sei das Ideal des erzogenen Menschen, sondern vorbildlich sei jenes Menschentum, wie es im antiken Griechentum geformt worden sei. Diese Auffassung, wurzelnd in den ästhetischen Bewegungen des 18. Jahrhunderts (Winkelmann), in der Wissenschaft durch den Neuhumanismus, in der Dichtung durch die Klassik vertreten, führte zur Forderung einer von der Antike her bestimmten und oberhalb der völkischen Kultur gelagerten Kulturschicht, die für den „gebildeten“ Menschen den gemäßen geistigen Lebensraum abgeben sollte. Humanistisches Gymnasium und Universität hatten diesen „höheren“ Kulturbesitz zu vermitteln, und aus beiden ging dann ja auch jene Schicht der „höher Gebildeten“, einer Art Bildungsaristokratie, hervor, die bekanntlich bis in unsere Gegenwart hinein ernsthaft geglaubt hat, sie sei auf dem Wege ihrer philologischen, historischen und ästhetischen Studien dem Idealbild des griechischen Menschen nahegekommen.

Noch mit einer dritten Auffassung hatte Kriek sich auseinandersetzen. Sie tritt ansatzweise im 18. Jahrhundert auf, als mit der aufkommenden Biologie ganz neue Ansichten über das Problem des Lebens und der Natur auftauchen, als mit der Lehre vom Organismus die rationalistische und mechanistische Denkweise auf weiten Strecken erschüttert wird, als über Herder, Blumenbach, Goethe und Schelling mit neuen naturphilosophischen Gedanken auch ein neues Weltbild und damit auch eine neue Erziehungs Idee grundgelegt wird. Zweierlei wurde an dieser von der Romantik zu voller Entfaltung gebrachten Auffassung bemerkenswert: einmal die Abkehr von der ratio, der rationalen Begriffswelt und ihrer Denktechnik, an deren Stelle die Schau und das unmittelbare Erleben der „Kräfte“ trat; zum andern die Überzeugung, daß alles Menschentum samt allen seinen Äußerungen gebunden ist in die umgebenden Lebensordnungen, aus ihnen hervorwachsend, aus ihnen sich nährend, durch sie gestaltet und geformt. Wir wissen heute, daß die Romantik mit dieser Wendung des Denkens zu viel tieferen und zutreffenderen Erkenntnissen über Volk, Recht, Wirtschaft, Politik, Sprache, Kunst und Erziehung vorgestoßen ist als der Rationalismus, und wenn sie auch nicht, wie dieser, zu einer systematischen Erziehungslehre gelangt ist, so hat sie doch gerade mit der Erkenntnis von der Gebundenheit des Menschen in die umgebenden Lebens-

ordnungen für die Neufassung des Erziehungsbegriffes wertvolle Vorarbeit geleistet.

Mit diesen vorgefundenen Auffassungen hatte Kriek sich auseinanderzusetzen. Er machte zunächst gegen die rationalistische Erziehungs Idee geltend: sie ist falsch, weil keine ihrer Voraussetzungen zutrifft. Es gibt weder jenen aus aller Gemeinschaftsgebundenheit losgelösten Einzelmenschen, noch jene für sich und nach eigenen Gesetzen existierende, das Ganze des Menschentums repräsentierende Vernunft, noch jenes von der Vernunft konstituierte und für alle Erziehung verbindliche Reich allgemeingültiger normativer Werte. Es gibt das alles schon darum nicht, weil das Leben selber nirgendwo dergleichen in der Vergangenheit oder der Gegenwart als tatsächlich vorhanden aufweist. Es fällt darum mit diesen fiktiven Voraussetzungen auch der zugehörige Erziehungsbegriff: Erziehung kann nicht bedeuten: vernünftiges Zweckhandeln auf dem Grunde rationalen Zweckdenkens mit dem Ziel, einen Jüngling durch Mehrung verstandesmäßiger Einsichten zu einem Vernunftmenschen, „idealer“ Prägung zu entwickeln. Zum mindesten kann damit nicht das Ganze des Erziehungsbegriffes inhaltlich ausgeschöpft werden. Kriek geht von hier aus weiter und fragt: wie ist denn der Begriff der Erziehung inhaltlich zu fassen, wenn nicht von der Seite des Erziehungszweckes oder der Erziehungsabsicht her? Er versucht es auf dem Wege einer rein phänomenologischen Betrachtung des konkreten Erziehungsgeschehens, wie es in der sichtbaren Lebenswirklichkeit abläuft, und gewinnt auf diesem Wege, der weit in geschichtliche und vergleichend-völkerkundliche Studien hinein führt, den Fundamentalsatz seiner Erziehungslehre: Erziehung ist ursprünglich nichts als eine Funktion der Gemeinschaft, eingebettet in gemeinschaftsmäßige Lebenszusammenhänge genau so wie andere Funktionen des Gemeinschaftslebens (Recht, Sitte, Wirtschaft, Sprache, Religion). In höheren Kulturlagen hebt sich zwar Erziehung als Planhandeln über die rein funktionalen Erziehungswirkungen der Gemeinschaft hinaus, wird institutionellen Einrichtungen und beamteten Trägern überantwortet, wird aber darum nicht völlig losgelöst von den Schichten der funktionalen Erziehungswirkungen der Gemeinschaft und bekommt vor allem nicht einen eigenen und vom Ganzen abgelösten Sinn. Sinn und Aufgabe bleiben vielmehr dieselben wie bei der funktionalen Erziehung: Einordnung der jugendlichen Menschen in die umgebende Lebensganzheit. Erziehung ist in diesem Betracht also von Gemeinschaft nicht zu trennen: sie ist eine Urfunktion der Gemeinschaft, setzt an, vollzieht sich und findet Sinn und Zweck in einer gemeinschaftsmäßigen Lebensganzheit.

Was hatte Kriek nun mit dieser Auffassung des Erziehungsbegriffes eigentlich geleistet?

1. Das Bedeutsame dieser Leistung mag zunächst einmal im Umkreis der Wissenschaft selber gesucht werden. Man darf sagen: die Kriek'sche Fassung des Erziehungsbegriffes hat die Erziehungswissenschaft als vollgültige Wissenschaft überhaupt erst möglich gemacht. Was vorher unter dem Namen Erziehungswissenschaft oder Pädagogik lief, war ganz zu Recht als Pseudowissenschaft bloßgestellt, da der grundlegende Begriff dieser vermeintlichen Wissenschaft, der der

Erziehung nämlich, auf künstlichen und 3. T. fiktiven Voraussetzungen beruhte. Mit diesen Voraussetzungen und mit diesem Erziehungsbegriff fiel aber auch alles, was diese Wissenschaft an dogmatischen und konstruktiven Anweisungen und Vorschriften für das Erziehungsgeschäft herausgearbeitet hatte: ihr gesamter Wissenschaftsanspruch bestand zu Unrecht. Eine Erziehungswissenschaft muß zuallererst einen gesicherten Erziehungsbegriff als Grundlage ihrer selbst vorweisen, wofern sie den Anspruch auf vollgültigen Wissenschaftscharakter zu Recht erheben will. In der Fassung Kriecks hat sie diesen Grundbegriff erhalten.

2. Krieck hat aber nicht bloß der Erziehungswissenschaft mit dem neuen Grundbegriff der Erziehung eine neue und zureichende Grundlage gegeben; er hat auch die darauf aufbauende Wissenschaftsarbeit selber in Gang gebracht und nach Richtung, Weise, Methode und Zielstellung durch eigene Forschung vorangetrieben, und zwar nach der systematischen wie nach der historischen Seite.

Nach der systematischen: der Forschungsraum der Erziehungswissenschaft wird jetzt die Gemeinschaft bzw. der Mensch als Glied eines gemeinschaftsmäßigen Lebenszusammenhangs. Erziehungswissenschaft wird damit in gewissem Sinne zu einer Art „Gemeinschaftswissenschaft“, gemäß dem im Erziehungsbegriff enthaltenen Grundgesetz der Erziehung (das zugleich ein Lebensgesetz der Gemeinschaft ist), wonach Erziehung eine Urfunktion der Gemeinschaft ist, in ihr anhebt, in ihr sich vollzieht, in ihr Sinn und Aufgabe findet. Man kann sagen: die Kriecksche Erziehungswissenschaft ist eine Wissenschaft, die die Gemeinschaft unter dem Aspekt des Erzieherischen betrachtet, erforscht und darstellt!

Und nach der historischen Seite: diese Erziehungswissenschaft weist auch der historischen Forschung der Erziehung ganz neue Wege. Wenn es stimmt, daß Erziehung sich als Formung durch Gemeinschaftskräfte vollzieht, daß die den Menschen umgebenden Lebensordnungen und die mit ihnen gegebenen Lebenswerte die innere Bildung eines geschichtlichen Menschentyps bewirken, dann muß jetzt die typenzüchtende Funktion der gemeinschaftsmäßigen Lebensformen und -ordnungen der Gegenstand der historischen Erziehungswissenschaft werden. Krieck hat ja auch selber in der „Menschenformung“ und in den „Bildungssystemen der Kulturvölker“ diese Art historischer Erziehungswissenschaft am Beispiel vorgezeigt: die beiden Bücher sind klassische Zeugen für die Ergiebigkeit dieser Art geschichtlicher Forschung, zugleich überzeugende Belege für das Zutreffen der in der systematischen Erziehungswissenschaft niedergelegten Erkenntnisse, für die sie aus der Geschichte die notwendigen Beweisunterlagen liefern. Es wäre zu wünschen, daß viele der jüngeren Erziehungswissenschaftler auf dieser Bahn geschichtlicher erziehungswissenschaftlicher Forschung weiterarbeiten: hier liegen schöne und verlockende Aufgaben in Fülle.

3. Mit der Einführung des Gemeinschaftsbegriffes in das erziehungswissenschaftliche Denken ist die Leistung Kriecks noch nicht hinreichend gekennzeichnet. Das Bedeutende an dieser Einführung läßt sich erst bei näherer Betrachtung dessen, was Krieck unter Gemeinschaft versteht, übersehen. Gemeinschaft ist über-

all da, wo Menschen etwas Wesenhaftes gemein haben, das sie zu überpersönlicher Einheit verbindet. Diese sehr allgemeine Fassung des Begriffs Gemeinschaft ist aber für die Erziehungswissenschaft nicht bestimmt genug. Es gibt viele Gemeinschaften, auf die diese Kennzeichnung zutrifft, ohne daß diese Gemeinschaften den Einzelmenschen dergestalt umfassen, daß er in ihnen den Sinn seiner eigenen Existenz und das Ziel seiner menschlichen Reife sehen könnte. Es gibt nach Krieck nur eine Gemeinschaft, die den Anspruch auf Vollständigkeit und Selbstständigkeit, auf völlige Umfassung und Erfassung der menschlichen Einzeleristenz erheben kann. Diese Gemeinschaftsganzheit nennt er Volk. Die völkische Gemeinschaft ist daher für die Erziehung der Rahmen, der Ursprung und das Ziel: sie gibt der Erziehung den Sinn, die Aufgabe, die Mittel und die Wegrichtung. Damit hatte Krieck eine Neufassung auch des deutschen Bildungsideals vorbereitet. Wo vordem vom deutschen Bildungsideal die Rede war, da handelte es sich in Wirklichkeit um eine Vielzahl von Idealen, alle abgewandelt nach philosophischen, weltanschaulichen, konfessionellen, literarischen, flamm-mäßigen Auffassungen ihrer jeweiligen Vertreter, und dem entsprach ja auch auf der Seite der geschichtlichen Wirklichkeit unseres nationalen Lebens eine Vielzahl von Bildungsschichten mit ihren Gegenätzen im Fühlen, Werten und Wollen, dem entsprach dann schließlich in der Zeit des Zwischenreiches auch die politische Auflösung und der kulturelle Verfall. Erst nach der Revolution konnte man ganz übersehen, welche Leistung darin gelegen hat, daß Krieck in einer Zeit des Verfalls und der Auflösung dieses deutsche völkische Bildungsideal dem herrschenden gegenüberstellte und die deutsche Erzieherchaft auf dieses Ideal zu verpflichten suchte.

4. Aber auch die Einführung des Grundbegriffs der völkischen Gemeinschaft in das erziehungswissenschaftliche Denken enthüllt noch nicht die volle Bedeutung der Krieckschen Leistung. Man übersieht diese erst ganz, wenn man „Volk“ in dem von Krieck gemeinten Sinn versteht. Volk bedeutet für Krieck eine Lebensganzheit überpersönlicher Art, die von der Rasse und vom geschichtlichen Schicksal geformt wurde. Erst in diesem Sinn ist Volk der Lebens- und Schicksalsraum, der die Gesamtheit lebensnotwendiger Funktionen, Formen und Inhalte enthält und aus sich erzeugt: die Sprache, die Sitte, das Recht, die Wirtschaft, die Politik, die Religion, die Wissenschaft, die Kunst — und mit alledem auch die Erziehung. In diesem Volk als einer rassisch-geschichtlichen Lebensganzheit — und nicht etwa in einem Volk als Summe von Staatsbürgern — ist darum für die völkische Erziehung Untergrund und Ziel gegeben. In ihm liegen nun auch die Grundlagen einer Ziel- und Methodenlehre für denjenigen Teil des Erziehungsvorganges, der — im Unterschied zur rein funktionalen Erziehung — in Absicht und nach Planmäßigkeit ausgeführt wird. Krieck lehnt also eine Erziehungstechnologie, wie sie bisher unter dem Namen „Pädagogik“ gelaufen ist, nicht ab. Er ordnet ihr wohl eine „reine“ Erziehungswissenschaft über und weist ihr auf Grund erziehungswissenschaftlicher Einsichten den Raum an, wo sie sich für Ziel und Methode ihres Verfahrens die Normen zu holen hat. Dieser

Raum ist die völkische Gemeinschaft mit den ihr eigenen Kulturgütern und Werten. Hier liegen mit den Anweisungen für Ziel, Weise und Technik des Erziehens auch die Richtlinien für die Organisation des Bildungssystems und des Bildungswesens bis hin zu den Sonderfragen der Didaktik jedes einzelnen Stoffgebietes und Faches. Mit dieser von der Erziehungswissenschaft her vorbereiteten und wissenschaftlich grundgelegten Verpflichtung der Erziehungstechnologie auf einen „völkischen Realismus“ ist die Erziehung in Grundlegung, Zielsetzung und Ausführung auf Form und Formel nationalsozialistischen Denkens gebracht. Damit ist auch das Bedeutsame der Krieckschen Leistung überschaubar geworden: Krieck hat — parallel mit der Bewegung — auf dem Gebiete der Erziehungswissenschaft den Nationalsozialismus vorangetragen und schon 1932 mit der „Nationalpolitischen Erziehung“ das Programm einer Erziehung vorlegen können, das nach der Revolution zur Grundlage der Neuordnung nicht nur in der Erziehungswissenschaft, sondern auch in der Erziehungswirklichkeit wurde. Man muß den Weg Kriecks von dieser „Nationalpolitischen Erziehung“ des Jahres 1932 einmal zurückverfolgen bis zu seiner „Deutschen Staatsidee“ des Jahres 1917: man erkennt dann sehr eindringlich, daß die „Nationalpolitische Erziehung“ nicht etwa nur durch die Bewegung im letzten Stadium der Kampfzeit angeregt wurde, sondern daß sie schon feimhaft in diesem miten während der Kriegswirren niedergeschriebenen Buch enthalten ist. Die „Deutsche Staatsidee“ von 1917 — und nicht Moeller van den Brucks „Drittes Reich“ — hat zu erst das Dritte Reich seherisch gefordert und verkündet: in ihrem Aufriß einer neuen Staats-, Sozial- und Wirtschaftsordnung war auch

feimhaft schon jene neue Erziehungsordnung enthalten, die anderthalb Jahrzehnte später und ein Jahr vor der nationalen Revolution in der „Nationalpolitischen Erziehung“ vorgelegt wurde und die als zündenden Aufruf an die völkisch gesinnte Lehrerschaft ihren Teil beigetragen hat zum Durchbruch des Jahres 1933. Welche andere Wissenschaft und welcher andere Wissenschaftler kann sich rühmen, seine eigene Arbeit in den Dienst des Durchbruchs der nationalsozialistischen Bewegung gestellt zu haben? Es hat eine Reihe von Gelehrten gegeben, die sich in der Kampfzeit offen und in vorbildlicher Haltung zu Hitler bekannt haben, und das wollen wir ihnen nie vergessen. Aber was bei Krieck noch vorbildlicher ist, ist dies, daß er über sein persönliches Bekenntnis hinaus auch seine Wissenschaftsarbeit in den Dienst der Bewegung stellte und im Umkreis seines Forschungsbezirktes den Nationalsozialismus durchsetzte. Wir übersehen heute genau, was damit über die Erziehungswissenschaft hinaus für das gesamte wissenschaftliche Leben geleistet wurde. Krieck hat nicht bloß die Erziehungswissenschaft, sondern mit dieser neuen Erziehungswissenschaft auch den Wissenschaftsbegriff überhaupt auf völlig neue Grundlagen gestellt. Vornehmlich auf Grund seiner erziehungswissenschaftlichen Arbeiten kam es innerhalb der deutschen Wissenschaft zu jener Neubestimmung auf Sinn, Zweck, Aufgabe und Weise wissenschaftlichen Arbeitens, die heute für jeden mit dem Begriff der „politischen Wissenschaft“ verständlich genug umrissen ist. Für alle Zeiten wird es feststehen: der Durchbruch der neuen, dem Nationalsozialismus gemäßen Wissenschaftsauffassung ist vorbereitet worden durch die Erziehungswissenschaft. Und in ihr durch Ernst Krieck!

Das Erbe der Heimat.

Als Sohn und Enkel eines alemannischen Geschlechtes von Bauern und Kleinhandwerkern wurde Ernst Krieck am 6. Juli 1882 in Vögtsheim bei Müllheim in Baden geboren: in schicksalbedeutender Landschaft. Ringsum die goldenen Reben des heiteren „Markgräflerlandes“; im Rücken die tannendunkeln Höhen des Schwarzwaldes mit den magisch wirkenden Zauberbergen des Blauen und Belchen, die

„... mit unerforschtem Busen
geheimnisvoll offenbar
über der erstaunten Welt“

stehen und jedem empfänglichen Gemüt die unverlierbare Mahnung einprägen, daß Leben mehr als leben ist. Und drüben in der Ebene erglänzt der Schicksalsstrom des deutschen Volkstums, der mächtige Rhein, grüßen

die lachenden Auen des alemannisch stammverwandten Elsaß, wo die Frauen dieselbe Flügelhaube tragen, derselbe Wein wächst und dieselbe Sprache gesprochen wird — bis hinüber zur von der Natur gewollten Grenze gegen Welschland: zu den ebenso tannendunkeln Bergen des Wasgenwaldes, unter denen ein anderer Belchen ebenso trotzig hervorragt.

Damit ist diesem Leben der Grund gelegt, die Bahn bestimmt: die Erbschaft des Blutes, das aus dem „Dunkeln ins Helle strebt“; das ewige Geheimnis der Mutter Erde, das — wie die Nacht den Tag — auch das Schaffen in Acker und Rebland erst voll macht; das deutsche Schicksal, dessen einer Knotenpunkt seit den Tagen der Römer, die im nahen Badenweiler die Spuren ihres Bauens hinterließen, die Südwestmark des Reiches ist.

Philipp Hoerdlin „Ernst Krieck. Vom Schicksal und Aufgabe.“

Hermann Strübe-Burte ist, seitdem er in sich den Ruf zur Spiegelung des Lebens erfahren, unbeirrt und in rücksichtslos wahrhaftiger Aussage seinen Schaffensweg fortgeschritten; als Mensch und Künstler innig verwachsen mit seiner Heimat, dem Markgräflerland, jener gesegneten Flur, die nach Süden und Westen vom Blauen zum Rhein sich erstreckt; für sein Volk erfüllt von der Sorge um die Bewahrung und den Neugewinn seines echten Wesens, um einen echten Staat; genährt aus der irdischen Scholle, aber sein Haupt aufhebend zur Sonne und den Gewittern des Himmels; ein Sucher in der Fremde wie im Vaterland, in den Tälern des grünen Rheins und der silberglänzenden Wiese, an Hängen und Hügel der Heimat, Freude und Leid ihrer Menschen erlebend; nicht um Beifall und Lob, sondern streng um Leistung und Vollbringen bemüht. Er hat, seinem Wesen treu, mancherlei Empfindlichkeit hart ange- rührt, Unzulänglichkeit nie geschont, gewohnten Wünschen keine Zugeständnisse gemacht, aber auch schon früh Bewunderung gefunden und öffentliche Ehren geerntet. Denn dreimal sind ihm Dichterpriize zuteil geworden, die gestiftet waren zum Andenken an einen der Großen unseres Volkes und in ihrer Verleihung an Burte dessen Art jeweils nach einer Seite ehrten, im Zeichen des Namens, den sie trugen.

So tat es, bereits 1912, der erste, der Kleistpreis, den ihm Richard Dehmel als Vertrauensmann der Stiftung für den „Wiltfeber“ zusprach, und der uns daran denken läßt, wie stark der Alemanne Burte preußischer Gesinnung, preußischer Staatsanschauung zugewendet, ihrer teilhaft ist, jener Gesinnung, die den einzelnen nicht für sich sein läßt, sondern ihn einordnet in ein Ganzes; die den hingebenden Dienst der einzelnen, ihren unbedingten Einsatz fordert, für dieses Ganze, das dem von seinen drei größten Fürsten entwickelten Preußentum der Staat ist, dessen im berufenen Führer verkörperter Ganzwille alle einzelnen in die gleiche Richtung bringt und zwingt. Diese Gesinnung bezeugt Burte dichterisch schon 1910, in den oft großartigen Sonetten „Patricia“, aufs deutlichste im „Wiltfeber“, am bekanntesten in seinem Drama „Katte“.

Für dieses Werk sollte er 1914 den Schillerpreis bekommen, aber der Enkel des Stifters, Wilhelm II., versagte seine Zustimmung, so daß der Preis Burte erst 1927, zu einem Drittel, zufiel. Im Namen Schillers denken wir an die Flamme, das Feuer, die Gewalt des Geistes, an den Kampf „um der Menschheit große Gegenstände“, an die tragischen Gegensätze des Lebens. Wie sehr ist Burte diesem geistig-seelischen Bereich verbunden! Er hat Tragödien großen Stils geschrieben (Simson, Prometheus, Warbeck) und ist ganz ein Mensch urtümlicher Spannungen, zwischen dem Trieb, starker Sinnlichkeit, und starkem Willen und Vermögen zum Geist, mit einem tiefen Verlangen nach

Zucht und Bändigung; ein Mensch, in dem ein mächtiges Fühlen mit kritisch klarem Denken ringt; in dem Ich und Welt, Gott und Mensch, Mann und Weib im Kampfe sind, im Leiden und in der Tat miteinander verflochten; ein Mensch, in dem die seelische Forderung mit der Wirklichkeit des Geschehens zusammenstößt und den schöpferischen Zwang und Drang entbindet zu einem Schaffen, in dessen Mitte der einem hohen Gedanken verpflichtete, zur Tat und zum Opfer bereite Mensch und Feld steht, der in seiner Erprobung über sich selbst hinauswächst.

Wir gedachten des Schillerpreises; und im gegenwärtigen Jahre 1936 ist Burte die schönste jener drei Ehrungen zugefallen, die auch den Dichter selber am meisten freute: der Zebelpreis, den Minister Dr. Wacker am 10. Mai beim Zebelmähli in Hausen bekannt gegeben, und dessen Urkunde er nach einer festlichen Ausführung des „Herzog Ug“ im Staatstheater zu Karlsruhe am 18. Juni im Namen des Reichsstatthalters dem Dichter feierlich überreicht hat. Mit ehrenden Worten; denn wie Zebel selbst, der in seinen alemannischen Gedichten seiner Heimat das kostbarste Bestium und die reinste Verkörperung ihrer Landschaft und ihrer Menschen geschenkt hat, ist auch Burte mit den Wurzeln seines Schaffens in die alemannische Heimat eingesenkt und ihres Mutterlauts, ihrer Mundart in besonderem Maße mächtig; aus ihrem Mutterboden kommen, in ihr leben und wirken zumal die beiden Werke, die für die Zuteilung des Preises vor allem entscheidend waren: der Roman vom Heimat-sucher, vom ewigen Deutschen: „Wiltfeber“, und der großartige Band alemannischer Gedichte: „Madlee“.

Merkwürdig und fast wie ein Wunder berührt es den Leser, der einst (1912) das Buch vom ewigen Deutschen, gleich als es erschienen war, verschlang; wenn er sich heute, wo es bereits im 69. Tausend vorliegt, wieder in dies kriegerisch angreifende und strenge Werk vertieft. Damals packte die Leidenschaft und die manchmal an Gotthelf erinnernde Sprachgewalt; Großheit wie bei Spitteler; es packte die stolz hingeschleuderte Kampfanzeige an die damalige Gegenwart; es packte die Vergegenwärtigung der heimatischen Landschaft und ihrer Menschen, auch den durch diesen oder jenen Angriff (etwa auf Hans Thoma) Entsetzten und Widerstrebenden, und stellte ihn vor die Erfahrung eines furchtlosen, aus einem unbedingten inneren Befehl mit heißem Herzblut schreibenden Mannes. Und heute! Wie bewegt den nach so langer Zeit Wiederlesenden die dichterische Hellsicht und Klarheit, mit der die neuen Gedanken, die unsere deutsche Gegenwart bestimmen, in dieser stürmisch hineinlebens Dichtung ausgesprochen wurden, schon in diesem Bericht von jenem Tage des Martin Wiltfeber, der nach langer Wanderung durch die Welt nun, um Gericht über sich und sein Land zu halten, in die Heimat ge-

kommen ist, in das Land am Rheinknie, und der in den Begegnungen von Mitternacht zu Mitternacht den Kreis eines hochgestimmten, eines leidenschaftlich unerbittlichen Lebens erfüllt und es enttäuscht und scheiternd, schuldig, endet.

Wiltfeber ist eine tragische Gestalt; er trägt in einer allem Echten abtrünnigen Zeit das große Bild und die Pflicht echten Lebens in sich, aber es ist ihm nicht beschieden, diese Innenwelt außer ihm selber zu verwirklichen und ihre Zukunft schaffen zu helfen. Er weiß, was zu tun wäre; er sieht die Lage unseres Volkes verzeifelt: weil es ringsum belagert und umschlossen sei von der Menge; er weiß, daß die Menge vernichtet werden muß, wenn das Volk leben soll. Menge bedroht Volk, nur ihr Untergang befreit das Volk. Die „Blonden“, so sieht es der Freund, der Freiherr Heinrich von Susenhardt, die Menschen germanischen Bluts sind, wie im Mittelalter die Juden im Ghetto, nun selber im Blondenviertel, verdrängt aus dem Handeln des Tages, voll Ekel über die Verkommenheit der Zeit. Deren Fürsten erfahren ein überaus scharfes Urteil, vor allem der Kaiser; es gibt keine Könige mehr. Sie sind Staatsbeamte geworden aus Herrschern, haben ihre Krone aus den Händen der Gleichmacher genommen und lassen abstimmen darüber, was wahr und recht sein soll. So haben die Fürsten ihre Macht verteilt und der Masse gegeben; aus solcher Teilung der Macht, die nur in der einen Hand segensreich wirken kann, kommt alles Unheil. Es gibt keine Befehle mehr! „Das Beste in der Welt ist der Befehl!“ Aus ihm kommt alle und jede Förderung. Und „das waren die großen Führer und Helden der Menschheit, welche aus den kopflosen Reihen aufsprangen und die Leute mit sich rissen nach vorn, gegen den Feind, das dunkle, schwere, wirre Chaos, den Wust!“ So erkennt es der Greisenhofbauer, der den auffässigen Knechten, die, durch einen Setzer verführt, am Ertrag des Hofes beteiligt sind, ihn zum Gemeinschaftseigentum machen wollen, nachgegeben hat und dadurch den herrlichen Hof, das alte Erbe seines Geschlechts, verdirbt. Der Hof geht unter, und der durch die Erzählung erschütterte Leser sieht in ihr wie in einem visionären Bild: das Schicksal alteingesessenen Bauerntums unter der Herrschaft des Bolschewismus. In seinem Bereich hat auch das alte edle Gerät, die Ausstattung des Hofes nur einen Preis, keinen Wert: als Geldschwierigkeit entsteht, werden die schönen Sachen alle verkauft und billiger Schund dafür angeschafft. Ebenso wie Wiltfeber auf dem Gottesacker seines Heimatdorfes die alten handgeschmiedeten eisernen Kreuze in einen Winkel geworfen im Schutte sieht und auf den Gräbern die neuen Mäler aus Zement, Guß und Blech, jedes anders greulich. Das Dorf selber ist verkommen, im Sterben; die Leute sind in die Stadt, die steinerne Wüste, gezogen; nur das Hofwesen des alten Wittich blüht noch: dort fühlt er Heimat. Er zeichnet, im Gespräch mit seinem Freund, mit dem Stocke ein Hakenkreuz in den Staub, das uralte Zeichen; der Freiherr fragt erregt: „Glaubst du daran? Ja, wenn das wieder lebendig würde!“ Man muß wagen, erwidert Wiltfeber, der ein Turnfest und eine Schulfeier mitmachen will, und der überall den gleichen trostlosen Eindruck von den Menschen hat: daß sie weder eingeborenen Wert noch Leistung,

die nicht in ihrem Rahmen bleibt, gelten lassen können. Wiltfeber weiß: „Es gibt nur drei manneswürdige Berufe: Bauer, Krieger, Dichter. Alles andere ist für die Säue“ . . . Drum bringt ihm auch der drohende Untergang des Bauerntums tiefes Leid. Er gerät zwischen zwei herrliche Frauen, die schwarze und die weiße: Magdalena Rinclin, Madlee, ist wie die edle Frucht des Heimatbodens, wurzelnd in altem Volksbrauch, in ihrer schwarzen Tracht eine stolze, königlich sichere Erscheinung, sie, die ihn mit aller Kraft ihres starken Herzens liebt; und die weißgekleidete norddeutsche Ursula, adelige Dame aus alter Familie, die bei großer Schönheit ganz Geist, großen Zielen, großen Aufgaben zugewendet ist und Wiltfeber zu wichtigster politischer Rolle bestimmt glaubt. Er entscheidet sich, obwohl er Madlee tief verpflichtet ist, für Ursula, und im Gewitter finden die beiden, engumschlungen, in einer Holzhütte, die der Blitz durchschlägt, den Tod. Eine kosmisch großartige Schilderung der Gewitternacht, wie der Drache am Himmel und die Drächin im tiefen Grund der Erde zusammenstreben, weitet den Raum um diesen Tod, wie auch sonst der Orgelklang solcher Landschaftsmythen durch das Buch geht. Auch die ahnende Verkündigung einer neuen Religion: vom reinen Krist, der einst den orientalischen Wüstengott des Alten Testaments ablösen soll, wahrer Mensch und wahrer Gott, wirkend aus seelischer Macht, der Flamme, dem Feuer verbündet. Sehr schlicht und großartig hat Burte diese Macht in seinem „Krist vor Gericht“ ins Gefühl gebildet, wo sie, ohne daß der „Angeklagte“ erscheint, bezwingend das ganze Stück durchwaltet und der Bericht der Bibel in einer kühn-natürlichen Art in die Gegenwart des Erlebens gestellt wird. Im „Wiltfeber“ soll der deutsche Held, von dem einst Grimmshausen erste Kunde gab, der ewige Deutsche, der leiden will um der Flamme willen, er soll einst den Reinen Krist zur Wahrheit machen. Er wird ihm gleichen in der Bereitschaft zur Passion und wird „beugen die Hochmütigen, aufrichten die Verzagten, entwerten das Gold und Preis verleihen dem Blute“!

Madlee und Ursula sind die beiden Frauen, zwischen denen Wiltfeber stand; und es ist ein seltsam ergreifender Gedanke, daß Burte seine beiden wichtigsten Gedichtbände, den alemannischen wie den schriftdentschen, unter der Patenschaft dieser Namen hat ausgehen lassen. So großartig „Ursula“ (1930) ist: den Preis scheint mir „Madlee“ (1923) zu verdienen. Die Unmittelbarkeit und Kraft dieser Gedichte ist außerordentlich; sie verbinden seelische Fülle, den Naturlaut der Mundart mit der streng waltenden Gestaltungsform des Künstlers und Klingen, freilich wohl nur dem Landsmann ganz, ins Herz.

Denn welchen Wohlklang, innig und lieblich, kräftig und unverstellt, strömt das Alemannische jenes Rheinwinkels aus, der Burtes wie Sebels Heimat ist, wenn man etwa Bäuerinnen, die den reinen Klang treuer bewahren als die Männer, sprechen hört und mit tiefer Freude fühlt, wie nahe dieses Klangbild dem des Nibelungenliedes steht, bewahrt durch die Zeiten! Diese lebensvoll reiche Mundart ist die wahre Muttersprache Burtes; das bezeugt in „Madlee“ Gedicht um

Gedicht. Er ging darin auf den Bahnen Zebels, wie er selber dankbar und ehrfurchtsvoll bekundet; aber ein anderer Ton und ein anderer, ein gegenwärtiger Mensch werden vernehmlich. Die „Berufung der Madlee“, innige Zueignung an die Wiedererstandene, in der die „hoch, nobli dunkli Gestalt“ zu neuem Leben beschworen wird, leitet die vier Abschnitte ein, in die sich die Sammlung gliedert: Volk, Weib, Gott, Ich. „Volk“, die Lebensgemeinschaft des Rheinknienlandes: ihr gilt fast die Hälfte aller Gedichte. Der Liebende, nicht der Richtende, preist die Heimat und ihre Menschen, ihr Kebland am Rhein und ihr Webland im Wiesental. Die Manen werden geehrt: Zebel voran. Mutter, Vater, Gotthelf, der Gewaltige. Zeiter anmutig, höchst anschaulich wird im Gespräch des schaffenden Hafnermeisters mit dem zuschauenden Frizli das Handwerk verklärt. Das unheimliche Bild eines von seinem Hofe verdrängten Hohenbauern, der sich mit dem Haus verbrennen will, steht in fahlem Licht. Auf dem Kreuzweg, oben auf der Lücke, sieht der Dichter auf die Fabrikschornsteine wie auf das Bauernland hin: soll er sich entscheiden? Beide, Arbeiter wie Bauern, sind Volk; der Dichter soll der Liebe Licht auf alles werfen, was zum ganzen Leben gehört. Wundervoll lebendige Gedichte schildern Fabrikarbeiterinnen so natürlich wie volkhaft, auch sie alemannisch Edelblut. Gespenstisches, mit der selben Sicherheit gebildet, eilt vorüber; dann hebt die Hand preisend das Glas mit dem heimatlichen Wein: er kommt aus der Erde und ist doch himmlisches Feuer. Der Dichter, „im Gewimmel“ ein Narr genannt, möchte gern des Weines Vetter sein; hat doch auch er „Chraft vom Bode, Liecht vom Himmel, Saft un Sunne“, wie der Wein! Stadt und Dorf begegnen sich; das wahrhaftige Leben im Dorf wird im Brief der Gotte so nachdenklich wie bezwingend kund: s'Mari, in dem Karlisrueh in Diensten, soll heimkommen. Die Mundart wird mit erheiternder Klarheit der Schriftsprache gegenüber gestellt: „Hochdütsch raschlet wie ne Zyrtig, Alimannisch ruuscht wie Bluet. Hochdütsch, sell sin gsägti Bretter, d'Mundart isch e Wald im Saft. Hochdütsch schmeckt no Druckerschwärzi, d'Muedersprooch het Boodeguu!“ Das Leben verdeutlicht sich in ganz kurzen Gedichten, die immer wieder besonders zeugen für Burtes Fähigkeit, seine Verse aus einem starken und vollen Gehalt zu prägen. Unvergeßlich ist „der Kettenhund“, der Kette und Leben lobt, seiner Aufgabe bewußt. Dem echten Wein, der wie der echte Mensch Rasse, es aber freilich auch dick hinter den Ohren hat, wird in heiter geistvollen Versen aus voller Seele eine Rede gehalten; 23 Trinksprüche, die sich gewaschen haben, rühmen den Rausch und sein Schweben. Allerhand Schicksal zeigt sich: verzweifelte, verachtende, vom Wahn geheilte, verlorene Menschen. „Der Oberwind“, der Oberlufti vom Feldberg, stürmt wütig das Wiesental hinab; den Unflat weist seine verständige Schwester, die Wiese, zurecht; aber der wilde Brüeli läßt sich nicht schelten und gibt es ihr gehörig; er zitiert Zebel, der die Schwester so hochmütig gemacht hat, trennt sich im Jorn von ihr und tobt weiter, stürzt sich auf Stadt, Park, Menschen, holt sich anrennend eine Beule am Rötteler Turm und

sieht die Schwester erst wieder, als sie sich richtig mit dem großen Schweizer, dem Rhein, verbunden hat. Der Lufti ist jetzt viel zahmer denn zuvor ... Wie Zebels „Wiese“ und „Zabermus“ strömt die heiteranmutige, überlegen fröhliche Vision dieser Windfahrt in Hexametern dahin; vielleicht das sprachgewaltigste Gedicht Burtes, auf jene unnachahmliche Art schelmisch, wie sie nur dem alemannischen Wejen eignen mag, in Zebel zuerst erschienen und hier zu einer neuen, köstlichen Blüte entfaltet, im Wort wie in Klang und Rhythmus außerordentlich. Den ganz eigenen, von Zebel fernenden Ton spürt man noch mehr in einem ähnlich von Zeiterkeit leuchtenden Gedicht, dem „Flügelroß im Grasgarten“, das Bauer und Knechte sehr enttäuscht, aber die Leis, das Maidle, nicht: sie fühlt das Wunderbare und seine Kraft. Vogelstimmen ertönen, auch der Vogel Dackiodack, das Herz; Glockenblumen läuten; Madlee, die liebe, teure Gestalt, nähert sich wieder dem Schauenden; aus dem sterbenden Land stürzt sich die Verzweifelnde in den Rhein. Der unheimliche Traum vom Gold, der Tod als Mäher dunkeln vorüber; der Dichter steht fest auf dem Heimatboden; Kebland und Webland sollen beide sein Webland sein, dessen gültigste Gestalt Madlee ist: so kehrt der tönereiche Gang zu seinem Anfang zurück.

Dieser erste trug das Sinnwort „Volk“; außer ihm hat besonders der letzte Abschnitt, „Ich“ benannt, tiefe Wirkung. Er ist auch unentbehrliche Quelle für das seelische Bild des Dichters, für sein Wesen, seine Kunstweise, seine Sicht auf Leute und Menschen, sein Lebensgefühl und besonders für seine Art, von Toten und seinem eigenen Tod zu sprechen. Jedes dieser Gedichte hat Würde und Wahrhaftigkeit des Bekennens, die meisten aber haben für solches Unterfangen auch jene Anmut der Haltung, die nur dem Überlegenen möglich ist, oder zeigen, auch wenn der heiterste Ton den tiefen Sinn zu überspielen scheint, die ruhige Gewißheit einer stolzen, einer schweren, einer tröstlichen Einsicht. Diesen Mann schreckt der Tod nicht. Er weiß: wir sind Erde. Und wenn er in den Lettengrund der Heimat gebettet ist, soll man ihm auf sein Grab Stechpalmen setzen mit ihren blanken Blättern und ihren Beeren, rot wie Blut; denn seine Schärfe hat ihn selbst verletzt und bluten machen; auch im Winter bleiben die Blätter grün und halten Schnee und Kälte aus, zeugend als Sinnbild für die Lebenskraft seines Wesens und seiner Kunst, gehässiger Mißgunst zum Trotz.

Der Glachsländer Hof zu Lörrach im Tal der geliebten Wiese ist Hermann Burtes Wohnsitz; dort lebt er, nicht weit von seinem Geburtsort Maulburg, seit 1924 Ehrendoktor der Universität Freiburg, schaffend auch als Maler, als der er seinen künstlerischen Lebensweg einst begann, und der er geliebt ist bis heute; in seiner Dichtung weit ausgreifend in die geistige Welt, auch das Fremde dem eigenen Sinn unterwerfend, heute im 58. Jahr. Wir hoffen von ihm, der in voller Kraft geliebt, noch gewichtige Gaben für Heimat und Volk; denn auch er ist ein Kämpfer und Krieger, aus dem Blute und dem Geist: für Deutschland.

Die bildende Kunst der Südwestmark.

Ihre Stellung und Aufgabe im Volksganzen.

Unser bildende Kunst ist heute vor die Aufgabe gestellt, aus einem neuen Lebens- und Gemeinschaftsgefühl, aus einer neuen Weltanschauung heraus, eine ganzheitliche Gestaltung zu schaffen. Wir wollen wieder eine uns artgemäße Kunst, eine Volkskunst in jenem Sinn, daß sie lebendig in und aus dem Volke wirkt, daß sie Ausdrucksformen sucht und findet für die allgemeinen seelischen und geistigen Bedürfnisse der Gesamtheit. Eine solche Kunst muß einen von der verschiedenen Fassungskraft und der verschiedenen Aufnahmefähigkeit unabhängigen inneren und absoluten Wert in sich tragen, wie dies Schiller forderte: „Was dem Vortrefflichen gefällt, ist gut, was allen ohne Unterschied gefällt, ist es noch mehr.“

Damit soll aber keineswegs der Anbiederung der Kunst mit irgendwelchen Gemeinplätzen das Wort geredet werden. Die leichte Eingängigkeit eines Kunstwerks ist nicht immer ein Kennzeichen seiner Größe. Da jedes Werk eine Ausdrucksform schafft für innerlich verarbeitete Erlebnisse, also aus einer starken geistig-seelischen Anspannung hervorgeht, verlangt es auch von dem Betrachter jene Aufnahmebereitschaft, eine anders geartete und tiefer in die Dinge eindringende Auffassung aufnehmen und verarbeiten zu wollen.

In jedem echten Werk der bildenden Kunst wird aus innerer Schau die Fülle der Erscheinungen und Gesichte verdichtet zum gestalteten Werk; das einem ewigen Wechsel unterworfenen flutenden Leben wird zu zeitlos gültiger, geprägter Form. Daher muß auch der Betrachter sich aus den verwirrenden Alltagsbindungen lösen können, um in der Zeit dem Überzeitlichen sich zu öffnen. Erst dann wird der Betrachtende zu dem Werk in jenes Verhältnis treten können, das ein Erleben ermöglicht. So entsteht oft erst aus anfänglicher Betroffenheit endlich die willige Gefolgschaft, und die Ganzheit des Volkes fühlt sich zutiefst bestätigt in dem geschaffenen Werk.

In unserem neuen Deutschland sollen die Künstler wieder zu Trägern und Rüdern des Gefühlsausdrucks des gesamten völkischen Lebensbereiches werden und so ihre Eingliederung als notwendige Glieder der Volksgemeinschaft erfahren. Dann wird die geistige Freiheit ihres Schaffens nicht mehr zur Willkür verzerrt; aus innerer Verpflichtung werden sie nunmehr die Lebensganzheit erfassen, in die sie hineingestellt sind und bleiben so ihrem Volke aufs engste verbunden. Indem sie die Summe gleichgerichteter Empfindungen, die Weltanschauung, formend zum Weltbild verdichten, hauchen sie dieser Weltanschauung erst das volle sinnliche Leben ein.

Dieses Weltbild, diese Weltanschauung, hat gerade

in den Hochzeiten der deutschen bildenden Kunst eine Fülle von Ausdrucksmöglichkeiten gesucht und gefunden, es treten Spannweiten des Gefühlsausdrucks auf, wie wir sie kaum in einer Kunst anderer Völker kennen. Zeugen dieser polaren schöpferischen Kräfte sind Grünewald und Holbein, Cornelius und C. D. Friedrich, Böcklin und Leibl. Und doch liegt über all der scheinbar verwirrenden Vielseitigkeit des Gestaltens ein Einigendes, das auch fremde Betrachter die Besonderheit dieses Schöpfertums als urtümlich deutsch empfinden läßt.

Für uns in der Südwestmark des Reichs ist es wichtig, das Arteigene unserer bildenden Kunst zu erfassen, da wir gewollt oder ungewollt in Wechselwirkung mit der Kunst der Nachbarvölker treten können. In allen großen deutschen Gestaltungen lebt ein ahnendes Wissen um die Ganzheit allen Geschehens, in der auch der Mensch nur eine im Ganzen wirkende Kraft unter anderen Kräften ist. Daher das bewegte und bewegende Vielerlei von Ausdrucksformen in der deutschen Kunst, der jene bewußte Beschränkung mediterran-romanischer Auffassung gegenübersteht, wo der Mensch zum Maß aller Dinge wird. Hier drängt das Gefühl selten oder nie über das plastisch geformte, sicher ausgewogene Sein hinaus in ungreifbare Fernen; die Schönheit bleibt an Maß und Gesetz gebunden, und die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen wird diesem kategorischen Formwillen unterworfen. Es haftet diesem Stil das Generelle, das Statische an, das eine beruhigt fortschreitende Entwicklung und damit eine sichere Traditionsbildung gewährleistet; es fehlt das Plötzliche, Sprunghafte, das in der deutschen Kunst eigenwillige Gestalter meteorengleich kommen und gehen läßt.

Über die deutsche bildende Kunst können wir als Motto das Wort des alternden Dürer setzen: „Die Schönheit, was das ist, das weiß ich nicht.“ Sie ist überall und nirgends, sie ist im Kleinsten, wie im Größten, aber nie ist sie ein ästhetisches Gesetz, sie ist Ausdrucksmittel im tiefsten Sinn.

Das Sicheinfühlen in die Ganzheit des Naturgeschehens schuf in unserer Kunst eine oft bis ins Kleinste gehende liebevolle Durchdringung der Bildinhalte, die der klassisch-romanischen Auffassung meist unverständlich bleibt. Wir empfinden in diesem Allesumfassen den Willen zur schöpferisch ausdrucksvollen Beseelung aller Dinge. Dieses Aufgeschlossenheit läßt den Künstler die sinnlichen Gegebenheiten mit aller Kraft erfassen, sie formend durchdringen, und so erkennt er in der Ganzheit des Naturgeschehens die antwortenden Gegenbilder zu den eigenen Empfindungen.

Dieses tiefinnerliche Daseinsgefühl, diese Verbundenheit mit einem Lebensraum von seltener landschaftlicher Schönheit ließen in unserer Südwestmark einen Künstler heranreifen, der die innere Haltung und den Gestaltungswillen der jüngeren und jüngsten deutschen Kunst zutiefst beeinflusst: Hans Thoma. Die ausdrucksvoll zeichnerische Kraft Dürers, die Weiträumigkeit C. D. Friedrichs und die Innigkeit der Romantiker vereinigten sich in ihm in schöner Ausgeglichenheit. Thoma war jenes Ergriffen- und Stillesein vor der Natur zu eigen, das warten konnte, bis alle Dinge, vom kleinsten bis zum größten, zu ihm redeten und Form und Farbe wurden. Viele Künstler unseres bairischen Landes fassen Thomas Vermächtnis als Verpflichtung auf und suchen, je nach Stammeseigener Art, ob Alemanne oder Franke, das Wesentliche dieses geistigen Erbes lebendig zu erhalten. Ein ähnliches, alles umfassendes Daseinsempfinden wie bei Thoma beseelt die Kaiserstuhl-Landschaften J. A. Böhlers, stiller und verhaltener regt es sich in den Oberrheinbildern von J. Daur. Da Thoma ein wahrhaft naiver Künstler war, fühlte er das eigene Sein und jede Erscheinungsform einbeschlossen in einen überhöhten, einheitlichen Zusammenhang, so daß er dieses Eingebettet- und Verwobensein aller Dinge auch in faßlicher, symbolhafter Gestaltung auszudrücken vermochte. Hieraus erwächst für manchen Jünger die Gefahr, bewußt symbolische Beziehungen und Zusammenhänge aufzusuchen und aus dem Bild ein Bilderrätsel werden zu lassen. In den Holzschnitten J. L. Gampp's spricht sich heute vielleicht am reinsten jener alemannische Ausdruckswille aus, die ewig gleichen Stationen menschlichen Erdenwallens in sinnvoll anschauliche Beziehung zu der übergeordneten Ganzheit alles Geschehens zu setzen.

Thoma wies stets auf die Natur selbst und ihr Erleben und dadurch auf die eigene innere Empfänglichkeit als den Quell alles schöpferischen Tuns hin, so daß von jedem ernsthaft Schaffenden dieses Vermächtnis des Meisters lebendig erhalten werden kann, ohne ängstliches Sichklammern an eine Ähnlichkeit der Bildinhalte. Eine Schwarzwaldwiese Hans Thomas ist nicht eine Summe brav hingestrichelter Gräser und Blumen, sondern eine erschaut und erfüllte Ganzheit, bei der jede Einzelheit nur so viel Bedeutung erhält, als sie Träger eines Gefühlsausdrucks innerhalb dieses Ganzen ist. Denn jedes Alleserfassenwollen hört auf, schöpferische Gestaltung zu sein, wenn an Stelle der beseelenden Um- und Neuformung der Dinge innerhalb einer überhöhten Einheit, ein bloßes Registrieren mit den Mitteln handwerklicher Geschicklichkeit oder emsigen Fleißes tritt. An Werken von G. Siebert, S. Schöpflin oder F. Aniep können wir ermessen, wie weit sich die Liebe zur Einzeldurchdringung vorwagen darf, ohne die bildhafte Zusammenfassung zu gefährden. Jedes echte Kunstwerk wirkt durch das Mittel der Fantasie, regt diese an und läßt sie tätig werden. Daher dürfen die Dinge im Werk nicht so festgelegt und als einzelnes behandelt werden, daß der Fantasie des Betrachters nichts mehr zu tun übrig bleibt. Die Ausführung muß die Fantasie auf den rechten Weg leiten und ihr die letzte zusammenfassende und deutende Arbeit überlassen.

Nicht die Form an sich wird uns Deutschen zum Gestaltungsmotiv, sondern der Ausdruckswert der Form, der bis zur größten Eindringlichkeit herausgearbeitet wird, so stark oft, daß auch Häßliches oder Übercharakteristisches in aller Offenheit bloß gelegt erscheinen. So wird das Werk Dienst an einer rückhaltlos aufrichtigen Wahrheits- und Wesensergründung, nicht an einer abstrakten Idee von Schönheit. Es ist immer ein Moment inneren Betroffenseins, innerer Beunruhigung, das nach bildlichem Ausdruck verlangt. Und gerade hierin wird sich das eigentümlich deutsche stets jeglicher Romanisierung, jeglicher Klassizität geläufigen Sinns, entziehen. Uns Deutschen schließt sich die Fülle der Erscheinungswelt nicht zu so beruhigt schöner Existenz wie dem Romanen, die Empfindungen unseres eigenen Inneren wollen stets mitverarbeitet und gedeutet werden. In seinem Buche „Im Herbst des Lebens“ schreibt Thoma, daß die innere Empfänglichkeit für die umgebende Sinnenwelt das Erleben des Künstlers ausmache und daß diese Empfänglichkeit in jeder Alltäglichkeit vorhanden sein müsse. Er bekenne sich in diesem Sinne zur „Eindrucksmalerei“, wie er sie so treffend nennt, lange bevor das Wort „Impressionismus“ bei uns als französische Münze im Umlauf gewesen sei. Nur aus dem Eindruck, den die Welt auf eine empfängliche Seele mache, gehe alles Künstlertum hervor.

So suchen auch die gemeinhin „impressionistisch“ genannten Gestaltungen den farbig flüchtigen Glanz der Stunde zu etwas Bleibendem zu verdichten. Aus der aufgeschlossenen Empfänglichkeit für die unmittelbar erlebte Ganzheit der Erscheinungszusammenhänge, aus einem starken Gefühl für das rechte Verhältnis der Farbstufungen soll ein lebendiges, bleibendes Bild geschaffen werden. Bei den wirklichen Meistern drängt die Inbrunst unmittelbaren Erlebens zu einer Wiedergabe, bei der der unendliche Raum der Welt wie von ewig flutender Bewegung durchpulst erscheint. Diese Einstellung gibt dem großflächigen, breit dahinströmenden Stil Trübners oft etwas Monumentales und Vollflingendes mit anregend festlich schmückender Wirkung. Die Energie des Pinselstrichs bannet alle Formen in den inneren Rhythmus dieses sinnesfreudigen, fränkischen Temperaments. Auch das Vermächtnis dieses Meisters wird in freiem Sinn von eigenpersönlich schaffenden Künstlern weitergeführt. Beide Meister, Thoma und Trübner, haben unmittelbar und mittelbar so stark auf die Künstler unserer Südwestmark gewirkt, daß sich hier eine Tradition guter bodenständiger Malerei hat entwickeln und festigen können. Immer wieder ist es die heimische Landschaft, vom Odenwald bis zum Bodensee, die die Künstler bewegt, dem tief empfundenen Sicheinsfühlen mit diesem Lebensraum Ausdruck zu verleihen. Kaum finden wir irgendwo ein Haschen nach billigen Postkarteneffekten in dieser Landschaftskunst, es ist immer jene letzte Auseinandersetzung angestrebt, hinter der flüchtigen Erscheinung das Wesentliche, Bleibende herauszustellen und zu einer neuen, beseelten Wirklichkeit im Bilde zu gestalten. Ob das mit breitem oder spitzem Pinsel, in Primamalerei oder lasierend versucht wird, bleibt letztlich gleichgültig; entscheidend ist die Größe der Auffassung, die die gegebenen Dinge lebendig formend durchdringt.

So verspüren wir die Freude am unmittelbaren Erleben der sinnlichen Eindrucksfülle, ein Zug vorwiegend fränkischen Temperaments, bei W. Nagel, S. Goebel, A. Grimm, S. Kupferschmied, W. Egler, A. Kutterer, K. Wallischek u. a. Beschaulich oder grüblerisch, vom einzelnen zum Ganzen vordringend und den Zusammenhang erfassend, schaffen S. A. Bühler, C. Voße, S. Galler, A. Gebhard, Schroedter, Dieter u. a. Die angeführten Namen sollen keinen Anspruch auf Vollständigkeit der vorhandenen Kräfte erheben oder eine Wertung bedeuten, sie sind Hinweise auf die Haltung und Einstellung, aus der heraus die Gestaltung erfolgt. Wie stark die Landschaft am Oberrhein die Menschen in ihren Bann zieht, zeigt sich daran, daß mit wenigen Ausnahmen wie z. B. O. Hagemann, der das Charakteristische menschlicher Erscheinung aus fein abgestuften Tonwerten entwickelt, sogar im Bildnis das Landschaftliche immer irgendwie mit einbezogen wird. Gerade hierin finden fast alle Maler zu Hans Thoma zurück; dieses Verwurzelte mit dem heimischen Boden, dieses Sich-Einsfühlen der Seele mit der Natur als Ganzem ist ein ewiges Vermächtnis des Meisters an die Nation.

Besonders heute gilt es, alle wahrhaft schöpferischen Kräfte dem Ausdruckswillen unseres ganzen völkischen Lebenskreises fruchtbringend dienstbar zu machen. Diese schöpferische Synthese wird dann vielleicht die Ausdrucksformen finden für das Gemeinschaftserleben unseres Volkes, seinen Glauben und seine Sehnsucht, um sie in verdichteter Form über den Alltag zu erheben. „Denn ein Volk ist nur soviel wert, als es seinen Erlebnissen den Stempel des Ewigen aufzudrücken vermag.“ (Nietzsche.) Das verpflichtet das Volk und die Künstler. Werden diese wahrhaft die Träger des Gefühlsausdrucks ihres Volkes, dann kann jener entmutigende Zustand aufhören, daß die Künstler als bloße Almosenempfänger ein gerade noch geduldetes Leben fristen. Aus dieser Einstellung, aus dieser kulturellen Willensbelebung heraus sucht unsere bildende Kunst den Stil als umfassende Ausdrucksform. Dieser geistig-seelische Aufschwung schafft vielleicht einen schöpferischen Mythos, der den Stil als notwendige Ausdrucksform unseres Volkes in der Fülle seiner Lebensäußerungen prägt.

Noch ist es wie ein stilles Atemholen und Kräfteregen, aber es liegen Zuversicht und Glauben über dieser Anspannung. Das neue Lebens- und Gemeinschaftsgefühl regte sich auch in unserer Südwestmark am ersten in der Baukunst, die bereits ausdrucksstarke, monumentale Lösungen fand. Ein Volk, das seinen Boden liebt, strebt stets danach, diese innige Verbindung zwischen Mensch und Land sichtbar herauszustellen, der geliebte Boden soll durch packende Denkmäler geheiligt werden. So ist die Architektur die am wenigsten individuelle unter den Künsten, sie schafft die Symbole für die Kraft der Nation und die Gewalt ihrer politischen Größe. „Bildhauerkunst und Malerei halten gleichen Schritt mit der ästhetischen Bildung der Völker, die Baukunst mit der politischen.“ (Hermann Grimm.) Das Buch von Dr. W. Fritsch „Neues Bauen in Baden“ bietet eine hervorragende Übersicht über die Fülle der Ausdrucksmöglichkeiten, die unsere Baukunst in der kurzen Spanne von drei Jahren bereits geschaffen hat.

Auch unsere Bildhauerei erstarkte an der Größe der gestellten Aufgaben, so daß die errichteten Bauten auch ihren plastisch wirksamsten Schmuck erfahren konnten. S. Volz, O. Schliefler, E. Sutor (olympische Goldmedaille 1936), K. Dietrich, E. Vetter, F. Hofmann, K. Seckinger u. a. fanden je nach Maßgabe der gestellten Anforderungen eindringliche Lösungen. Über die Grenzen unserer Südwestmark hinaus wurden sogar einige dieser Künstler zur Mitarbeit an großen Gemeinschaftsbauten der Nation herangezogen.

Auch unsere Malerei ist auf dem Wege, den großen Gegenständen nationalen Geschehens und völkischen Erlebens eine große Gestaltung zu verleihen. Die Fresken Hermann Kupferschmids im Braunen Haus in Karlsruhe schildern den Aufbruch der Nation, in den Kasernen unserer Wehrmacht erstanden alte Soldatenlieder im Bilde von der Hand C. Voßes, große Mosaiken von A. Babberger suchen einen Ausdruck für die Fülle der völkischen Lebensäußerungen. Dieser lebendige, frische Zug teilte sich auch bereits religiösen Gestaltungen mit, wie z. B. am Westportal der neuen Küppurrer Kirche, wo von E. Sutor und W. Henselmann eine Verbindung von Plastik und holzschnitthaft knapper Malerei ohne alle Konvention und Sentimentalität als überzeugend einheitliches Ganzes geschaffen wurde.

Aus drängender Erlebnisfülle sucht W. Sauter über die bloße Episode hinaus das Front- und Kampfzeiterleben in ein Bekenntnis von überhöhter, zeitloser Gültigkeit umzuprägen, das Heroische ohne falsches Pathos zu gestalten.

An vielen Orten werden Hausfassaden sinnvoll mit Fresken geschmückt, in denen alte Volksbräuche zu neuem Leben erweckt werden oder irgendein Gemeinschaftserleben aus Vergangenheit oder Gegenwart im Bilde festgehalten wird.

Zur künstlerischen Ausgestaltung von HJ.-Heimen, Schulen usw. finden sich Zeichenlehrer und Schüler zum Dienst am gemeinsamen Werk.

Wird dieses überall sich regende Schaffen begnadet, dann kann jener Dreiklang aufklingen, den A. Rosenberg fordert: „Die deutsche Kunst, sie wird monumental, sie wird werkgerecht und artgemäß sein.“

Erst die monumentale Gestaltung begründet jene Einheit von Kunst und Volk, jene Bindung des Ungebundenen an die Ewigkeit, die das Schicksal bestätigt. Gegenstand dieser Monumentalität wird das Wesen und Wirken des Volkes in seiner Ganzheit, seine ewig wiederkehrenden Lebensäußerungen sein und nicht die genrehafte Schilderung vergänglicher Einzelepisoden. Die Monumentalität braucht nicht in der Größe des Formats oder der gedanklichen Fülle des Bildinhalts zu liegen, sie liegt in der Größe der inneren Auffassung, die die Gestaltung durchdringt.

In einer der Nürnberger Kulturreden erklärte der Führer, daß die Künstler Wegweiser für eine lange Zukunft seien und daß es mit zur Erziehung einer Nation gehöre, den Menschen die nötige Ehrfurcht vor diesen Großen beizubringen. Volk und Künstler müssen sich wieder so zusammensuchen, daß die beiderseitige Notwendigkeit erkannt und erfüllt wird. Vor allem gilt es, in der Jugend jene Aufgeschlossenheit und Ehrfurcht dem Kunstschaffen gegenüber zu wecken

und zu pflegen, damit die Kunst als höchste Lebensäußerung des Volkes empfunden werden kann. In diesem Sinne muß die Kunsterziehung in den Schulen gepflegt werden, dann dient sie der Kunst und dem Volk. So ermöglicht die praktisch zeichnerische und malerische Betätigung im Zeichenunterricht dem jungen Menschen das Verständnis für den Vorgang künstlerischen Gestaltens. Das angespannte Sichmühen um die Verwirklichung der eigenen Vorstellung in Form und Farbe, die Überwindung der auftauchenden Schwierigkeiten und die Bescheidenheit des Resultats, gemessen an einem wirklichen Kunstwerk, lassen die Eindringlichkeit erkennen, mit der ein wahrhaft schöpferischer Mensch das Wesentliche herauszustellen vermag. Aber auch der bescheidenste Versuch eigenen Schaffens führt zu einer Bereicherung und Vertiefung der Vorstellung, zu einem wahren Besitzergreifen der Dinge. Wer einmal versucht hat, die charakteristischen Linien einer Landschaft, die besondere Schönheit einer Blume, eines Baumes oder anderer Dinge zeichnerisch zu erfassen, dem werden diese Dinge zu unverlierbar innerem Besitz. Wir brauchen nur z. B. Goethe auf seiner italienischen Reise oder Moltke in seinen Berichten über die Türkei zu folgen, um zu sehen, wie Menschen, die für Form und Farbe empfindlich sind, die Welt als Ganzes und in all ihrer Fülle erleben. Welch ärmlichen Ersatz bieten vielfach dem heutigen Menschen eine

Sammlung schnell geknipster Fotoaufnahmen, die wohl ein Rückerrinnern, aber kein wirkliches Anschauen und Verarbeiten gehabter Eindrücke ermöglichen. Ein Vergleich einer selbstgezeichneten Landschaft z. B. mit einer im Motiv ähnlichen von Hans Thoma läßt einen empfinden, wie tief ein großer Künstler in das Wesentliche eindringt und mit welcher zwingenden Mitteln er einen Ausdruck dafür prägt. Wie in Haus und Schule die Pflege einer „Hausmusik“ propagiert wird, so wäre in dem gleichen Sinn auch die Pflege der bildenden Kunst zu fördern und auszubauen. — Es soll damit keinem userlosen Dilettieren das Wort geredet werden, aber wie in der Musik der Kreis der selbst Musizierenden die weitaus überwiegende Mehrzahl das wahrhaft aufnahmefreudigen Publikums bei den Veranstaltungen ausmacht, so wäre auch für die bildende Kunst die rechte Gefolgschaft zu erzielen. Denn aus der eigenen schaffenden oder betrachtend aufnehmenden Tätigkeit unter geeigneter und befähigter Anleitung soll auch der bildenden Kunst gegenüber jene Aufnahmebereitschaft geschaffen werden, auf die sie als notwendige schöpferische Lebensäußerung unseres Volkes Anspruch erheben darf. Gerade in der Südwestmark des Reiches müssen wir unserer Kunst eine Gefolgschaft erziehen, die ein lebendiges, inneres Verhältnis zu den Werken findet und in ihnen das eigene Wesen zutiefst bestätigt fühlt.

Gruß an Otto Smelin.

Zum 50. Geburtstag am 17. September 1936.

Die „Badische Schule“ grüßt den Landsmann, Amtsgenossen und Dichter Otto Smelin in freundschaftlicher Verbundenheit und gedenkt dankbar seiner Mitarbeit an der Zeitschrift. Otto Smelin feiert seinen 50. Geburtstag in einem für ihn entscheidungsvollen Jahr: er nahm in diesem Frühjahr Abschied von der Schule und übersiedelt diesen Herbst von Solingen nach Köln. Wir wissen, daß das vollendete halbe Hundert an Lebensjahren für Smelin nicht der Beginn des Lebensabends ist, sondern die ausschließliche Hingebung an das dichterisch-künstlerische Werk bedeutet.

Daher erwartet auch Smelin von uns noch keine literarische Würdigung seines Werkes. Nur ein Gedanke drängt sich uns auf: mannigfach verschlungen sind mitunter der Menschen Wege in ihrer Entwicklung, besonders vielgeleisig ist oft die Lebensbahn der Dichter. Auch Smelin hat ein großes Stück Welt gesehen und ist noch heute der aufgeschlossene Wanderer durch Heimat, Vaterland und Welt. Smelins

Lebensweg war aber insofern einspurig, als er immer wieder in seine Heimat am Rhein zurückgefunden hat. Sein Geburtshaus steht in Karlsruhe am Rhein, seine ersten Berufsjahre verbrachte er im Raum des Oberrheins, die längste Zeit war er beruflich im Rheinland tätig und läßt sich jetzt in Köln a. Rh. nieder. Es will uns scheinen, daß der Rhein in Smelins Schaffen doch seine tiefere Bedeutung hat: wenn dieser deutsche Schicksalsstrom auch nicht unmittelbar und sichtbar in Smelins Werk Gestalt gewonnen hat, so ist er ihm doch für die inhaltliche Fassung und die geistige Prägung seiner Werke mittelbarer und unbewusster Anlaß geworden. Smelins große geschichtliche Romane sind aus einem Lebensgefühl herausgestaltet, wie es durch Geschichtserleben am Rhein hervorgerufen werden kann.

Dem Dichter Otto Smelin senden wir heimatliche Grüße und wünschen ihm für die ferneren Jahre Beständigkeit seiner Gesundheit bei einer Arbeit, die ihn befriedigt und sein Volk erfreut.

Heutige deutsche Musik am Oberrhein.

Julius Weismann / Franz Philipp.

Es ist den Deutschen zur großen Aufgabe geworden, den geistigen Besitz, dessen unendliche Vielfalt und Schicksalsfülltheit uns heutige bedrängt, von neuem in seinen urtümlichen Bindungen zu verstehen, um hiermit die Wege zur Gestaltung eines kommenden geistigen Daseins der Nation zu finden. In diesen großen Zusammenhang möchte diese kleine Musikstudie eingeordnet werden: Wir haben heute lebendige Erfahrung, was uns das Volkslied als ein gemeinsamer Besitz bedeutet; wir mühen uns aber noch darum, die Haltung unserer Zeit zu jener musikalischen Äußerung, die man gemeinhin „Kunst-Musik“ nennt, zu gewinnen. Wir streben danach, in unserm zeitlichen und örtlichen Schicksalsraum ein erkennbares und wißbares Verhältnis zwischen dem zu finden, was als Welt und Leben in das fühlende Bewußtsein ein-

geht und dem, was aus solchem Erleben im Werk des schöpferischen Musikers Klang wird. Es wird im folgenden der Versuch gemacht, diese Frage in einem landschaftlich und personal begrenzten Bereich zu beantworten. Die Betrachtung gilt der Landschaft des im Westen und Süden vom Oberlauf des Rheines umschlossenen Schwarzwaldes, dem Bereich des alemannischen Volkstums; sie gilt weiterhin — an Stelle einer fruchtlosen Aufzählung aller derer, die sich schaffend bemühen — dem Schaffen zweier Musiker dieser Landschaft, Julius Weismann und Franz Philipp. Ihr Wesen und Wirken ist eng mit Landschaft und Volkstum am Oberrhein verbunden, und ihr bisheriges Werk ist groß und bedeutsam genug, daß darin wesensmäßige Dinge heutiger Musik erkennbar werden.

I.

Das Grundlegende über die Eigenart der alemannischen künstlerischen Äußerung sollen zunächst zwei aus diesem Lebenskreis hervorgegangene außermusikalische Kunstwerke veranschaulichen:

Der Graphiker Josua Leander Gampy zeichnet 1932 einen Neujahrswunsch¹ und stellt dabei einen Acker dar, dessen schneegefüllte Furchen sich in die Weite ziehen; nur der Grenzstein, der die Jahreszahl trägt, zeigt den augenblicklichen Standort, aber vor ihm und nach ihm ziehen sich die Weiten des Ackers ins Unendliche des Zeitlichen und Räumlichen, in die Unabänderlichkeit des Laufes der Tage und Nächte, der Monate und Jahre, des Dunkels und des Lichtes . . . Das kleine und nach außen so stille Bildwerk gibt in einem einzigen Eindruck die Eigenart des Schöpferischen im alemannischen Bereich: eine tiefe, stille und vom Engegen aus das Unendliche suchende Nachdenklichkeit mag als erstes anzuführen sein; alle elementare Freude am Gegenständlichen und am Formen und Gestalten soll Gleichnis eines Unsäglichen werden. Das Betonen des Hintergründigen und das Ahnenlassen und Schaubarmachen der Weite gehört wesensmäßig zum alemannischen Werk, sei es der alemannische Bauernhof mit der nie fehlenden Ausschäumöglichkeit in die Talweite oder sei es ein im alemannischen Lebensbereich entstandenes Kunstwerk. Dazu kommt eine gewisse Schwere und großartige Nachdrücklichkeit des Gewollten, die davon zeugt, daß im Lebensraum am deutschen Oberrhein aller Lebensbesitz nicht leicht errungenes Geschenk der Natur, sondern etwas Erkämpftes und Erobertes ist. Und wir verstehen diese Schwere mit dem

Verstehen des äußeren und geistigen Schicksals dieser Landschaft im Laufe eines Jahrtausends, wie sie uns Heutigen in „Wesen und Wort“ entgegentritt². A. von Grolman sieht den wesentlichen Unterschied des Alemannentums zu andern deutschen Volkstümern in einer Statik, die im Gegensatz steht zur Dynamik der andern und erklärt sie als lebensnotwendig aus der Aufgabe der oberrheinischen Landschaft, „Grenzwächter“ gegen das Westliche zu sein. Wie in dem Bildwerk des alemannischen Graphikers liegt über einem erfüllten alemannischen Werk eine große Ruhe, die davon ausgeht, daß der Alemanne sein Leben und sein Werk, sein Schaffen, Träumen und Dichten in die große, unvergängliche Ordnung alles Lebendigen eingeordnet weiß, in der Werden, Entfaltung und Vergehen zur Einheit werden. Es lebt im Werk eine Weite des geistigen Raumes, die immer wieder aufleuchtet, deren schönstes Gleichnis die Schwarzwaldlandschaft am Oberrhein selbst ist: Immer wieder wird vom Berg und vom Weg zum Gipfel der Blick frei in die Weite der Ebene des Rheines — der hier Deutschlands Grenze ist —, und der Gedanke wird von der Heimat in die ferne der Zeiten und Räume geführt. In diesem Wesenszug ist etwas Elementares erfaßt, das auch der Musik der oberrheinischen Landschaft eignet. Bevor aber ihr selbst die Betrachtung gilt, gilt es noch, die heutige Komponente ihrer menschen-tümlichen Grundlagen zu finden: Der Wendepunkt in der Richtung des deutschen Schöpferstums war der Weltkrieg und das danach einsetzende Gewinnenwollen eines neuen Lebenswillens im Künstlerischen und das Bemühen, zwischen dem Menschen und seinem geistigen

¹ Vgl. hierzu die Reproduktion in dem Effhart-Jahrbuch für das Badner Land 1936, herausgegeben von S. E. Duffe, S. 38.

² Hierzu: Adolf von Grolman, Wesen und Wort am Oberrhein, Berlin 1935.

Wirken neue, tiefere und verpflichtendere Sinnordnungen zu erdenken und zu verwirklichen. Ein alemannischer Dichter fand das heimatische Wort, dieses Vorher und Nachher auszusprechen: In seiner Geschichte „Gartenäre“³ gestaltet Emil Strauß die Lebensgeschichte eines alemannischen Bauernsohnes, der seine Lebensaufgabe in dem Augenblick erkennt, als sein Vater ihm ein soeben aufgespaltenes Holzscheit zeigt mit den Worten: „... da hat noch keiner wedder Gott neingeguckt.“ Wie es im alemannischen Wesen liegt, wird dieses kleine Ereignis von lebensbestimmender Bedeutung: „... mein Vater, der mir meinen gesunden Körper, meinen nachdenklichen Sinn und die Freude an allem gegeben hatte, der mußte mir zwischen zwei Arthieben das Wort sagen und mir damit das Leben aufschließen bis zum fernsten Stern am Himmel und im Menschenherzen, und mich von dem Zuschauerweg hineinschieben in die gefährliche Werkstatt, in die Walstatt des Schicksals selbst ... Vorher war meine Neugier, meine Sehnsucht und Hingabe

hinausgegangen in die Natur, in die Welt, ins Universum, und der Mensch hatte sich in dieses Universum eigentlich nur als erkennender Spiegel eingefügt, nicht aber als schaffende Seele: nun suchte ich in mir selbst nach dem Urgestein, nach der mich erleuchtenden, mich bestimmenden Sonne.“

In diesem Bekennen lebt die Kraft, die im erfüllten Schaffen unserer Gegenwart wirksam ist. Der schaffende Künstler will wegkommen von seiner Stellung als „erkennender Spiegel“, als Mensch, der gleichsam als „Zuschauer“ abseits von dem großen Lebensgang steht und von seinem eigenen Erleben kündigt — dies ist die Haltung des Romantikers —, sondern der Künstler will mitschaffen an der unmittelbaren Lebensaufgabe seiner Generation, es drängt ihn in die Walstatt des Schicksals. Aus der Einsicht in die zukunftsweisende Größe dieses Bemühens muß das Ringen um einen neuen Stil im Bereich des Musikalischen verstanden werden.

Julius Weismann

(geb. 1879) kommt aus der Schule Rheinbergers und Thuilles in München und Herzogenbergs in Berlin. Zu der hier gewonnenen Handwerklichkeit kam die Auseinandersetzung mit dem musikalischen Schaffen der Umwelt, das der zwanzigjährige Musiker auf weiten Reisen kennenlernte. Um die Jahrhundertwende waren neben der Wagner-Verehrung entschiedene musikalische Neu-Richtungen groß geworden, die sofort Anhänger-schaft fanden:

Aus Frankreich kam der musikalische Impressionismus, der in der Klaviermusik von Debussy die bedeutendste Verwirklichung fand. Es war unausbleiblich, daß diese Musik mit ihrer genialen Ausnutzung des Klavierklanges auf den Klavierspieler Weismann und seinen Klavierstil Einfluß gewann. Für den historisch forschenden wird erkennbar, wie sich der klavieristische Eigenstil Weismanns in der Auseinandersetzung zwischen dem Stil des Schumann-Brahmskreises und den neu eindringenden Stilmitteln des französischen Impressionismus bildet. In Weismanns Klaviermusik bis zum Ende des Weltkrieges lebt ein deutscher Impressionismus, der wohl aus der Impression, wie sie in der einzelnen Titelform zum Ausdruck kommt, hervorgeht; aber der Ablauf des einzelnen Werkes, der bei dem Franzosen häufig als ein Versinken in fremde und traumhafte Stimmungen und als Verschwimmen in ein Ungewisses gehört wird, ist bei dem Deutschen in die Form gezwungen. Bei aller Klangerfreude, bei allem klavieristischen Klangspiel und Klangzauber wird die Periodik, wie sie seit dem Werk der Wiener Klassiker das Gestaltungs- und Ordnungsprinzip alles Musikalischen geworden war, gewahrt⁴.

³ Der Schleier, Geschichten von E. Strauß, München, 1931.

⁴ Der Wesensunterschied dieser Formungsabsichten ist unmittelbar anschaulich im Vergleich von Debussy, Préludes: III. Le vent dans la plaine — 1910 — mit Weismann, Aus meinem Garten, op. 48/3: Unterm Laubdach — 1913 —: Bei dem Franzosen ein aus der Impression erfundenes Klangspiel, in das eine eigentümlich schwebende Mittelstimmenmelodie eingefügt ist. Der Ab-

II.

Der andere musikalische Schaffensbereich, der um die Jahrhundertwende gegenüber Richard Wagner eine eigene Bedeutung gewann, war der Regers und seiner Schule. Weismann begegnet Regers Schaffen in dessen Münchener Jahren, in denen Regers große Variationenwerke für das Klavier entstanden (op. 81 Bach-Variationen, op. 86 Beethoven-Variationen, op. 96 Introduction, Passacaglia und Fuge). Wie stark sich diese Begegnung mit Regers⁵ auswirkte, ist an dem Variationenwerk op. 37 „Variationen über ein altes Ave Maria“ — 1911 — zu erkennen, das die Folge der Variationen mit einer Fuge abschließt, in deren Coda das Choralthema als cantus firmus eingefügt ist; eine zyklische Anlage, die bei Regers sehr häufig wiederkehrt. Dieses Werk offenbart die zwei Seiten des musikalischen Denkens und Vorstellens bei Weismann: die eine — vielleicht die ursprünglichere — ist die Neigung zum Klangspiel und zum Gestalten einer musikalischen Stimmung, vor allen der einer Stille und versunkenen Tagesferne — man könnte hier vom Impressionismus sprechen — ihr gegenüber steht der starke und tatkräftige Wille zur strengen Disziplin des kontrapunktischen Formens. Variation X dieses Werkes ist zu einem Largo-Satz geworden, in dem die Geige über dem leisen Klangspiel des Klaviers die Choralmelodie „wie träumend“ spielt. Aber aus der wunderbaren Versunkenheit dieses Satzes erhebt

lauf selbst erscheint wie ein Gewährenlassen des Einfalls, ohne daß der bewußt formende Eingriff des Schaffenden in Erscheinung tritt. Anders bei dem Deutschen: auch hier ist aus der Impression eines leisen Rauschens der klavieristische Einfall entstanden. Aber die kleine Oberstimmenmelodie, die zu dem Klangspiel erfunden wird, ist periodisch gegliedert und schafft damit eine gestaltete Substanz und deutliche Gliederung des Ganzen.

⁵ Regers und Weismann begegneten sich auch im Konzertsaal: in dem Münchener Konzert, das Regers Sinfonietta zum erstenmal brachte und im Verfolg einen langen Kampf für und gegen Regers hervorrief, wurde auch ein Werk Weismanns aufgeführt.

sich die strenge Fuge mit ihrem nach Regers Art gebildeten Thema.

Zwischen diesen Bezirken des musikalischen Schaffens fand Weismann seinen eigenen Weg und seine eigene musikalische Sprache, in der viele Wesenszüge seiner alemannischen Wahlheimat mitschwingen.

Zunächst tritt seine große Begabung für das lyrische Musikwerk in den Vordergrund. Bis zum Jahr 1920 erscheinen Klavierstücke, in denen eine lyrische Stimmung Musik wird⁶; hier lebt noch einmal der Zauber der lyrischen Klavierstücke Schumanns auf. Mit den Traumspielen op. 76 scheint 1920 diese Entwicklung abgeschlossen, um dann 1927 mit der Suite op. 97 einen neuen Stil- und Musizierwillen zu gewinnen.

Durch die ganze Schaffensentwicklung Weismanns zieht sich die Liedlyrik, deren Wesenszug die Neigung zur Verjunkenheit und romantischen Weltferne ist, wie sie sich in den Eichendorffliedern op. 43 — 1909 — besonders eindrucksvoll äußert. In der Wahl der Dichtungen läßt sich mit den Tagore-Liedern op. 67 — 1917 —, den Liedern nach Calé op. 70 und 81 — 1917/18, 1922 — und nach Rilke op. 82 — 1921 — ein Umschwung erkennen, der die Schaffensentwicklung in eine neue Richtung brachte. Aus der Naturlyrik der frühen Liedmusik Weismanns wächst eine tiefe Nachdenklichkeit heraus, die sich zum Menschen und seinem Schicksal wendet. Gerade die Gedankenlyrik des Stundenbuches von Rilke mit den ekstatischen Anrufungen des Göttlichen und dem Gleichniswerden des äußeren Bildes für ein inneres Schauen hatte die Kraft, den Weg zu einer neuen Art des Musikmachens zu weisen. Das Erlebnis der Zeit, das Emil Strauß ausgesprochen hatte mit dem Eindringen aus der Zuschauerrolle in die Walstatt des Schicksals selbst, kehrt hier wieder in der für das Leiseste empfindlichen Welt des Erlebens und Dichtens bei Rilke.

Eine spätere Generation wird erkennen, daß diese Wandlung aus dem seelischen Zur-Ruhe-Kommen des Weltkrieges hervorgewachsen ist. Der Krieg, der einen scheinbar unzerstörbaren Besitz doch zerstörte, hatte nach dem Aufhören des Waffenkampfes den inneren Kampf um die Sinnggebung alles geistigen Tuns entstehen lassen. Weismann gehört zu den deutschen Musikern, die sich eine neue Art des Musizierens eroberten in der Stille und abseits von den aufdringlichen Musik-„Richtungen“ der Nachkriegszeit.

In der Suite für Klavier und Orchester op. 97 — 1927 — findet sich die repräsentative Bekundung dieses neuen Willens. Für den Musiker und Pianisten Weismann ist der Raum seines Musizierens durchaus das Konzert, wo Musikfreunde zum Musik-Hören zusammenkommen. Aber die Sprache der Musik, die Weismann nunmehr vor diesen spricht, ist eine andere geworden: man kann sie zunächst als eine Kontrapunktische, am Bachschen Beispiel geschulte, normieren. Die Betonung des Kontrapunktes hat aber einen besonderen Sinn: Kontrapunkt bedeutet die Durchformung des musikalischen Ablaufes nach den in der Musik selbst liegenden Gesetzmäßigkeiten, bedeutet eine Abwendung von allen außerhalb des Musikalischen

liegenden programmatischen Gestaltungsabsichten. Hier liegt wieder der Zug der Zeit vor, der zum Wesentlichen vordringen will: die einzelne Stimme, die ins Musikwerk eingefügt wird, ist nicht irgendwie zufällig am Entstehen des Ganzen beteiligt, sondern erhält selbständige, thematragende Funktion. Der Mittelsatz des Werkes ist benannt „Divertimento, quasi Variazioni senza Tema“; das will besagen, daß hier kurze Sätzchen in der Art einer Variationsfolge aneinander gereiht sind, ohne daß ein einziges Thema den Zusammenhang herstellt, sondern daß jeweils ein neuer Einfall zugrundeliegt. Die musikalische Rhetorik, die thematische Gegebenheiten zu einem kunstvollen Gebilde zusammenfügt, will wieder zu einer Einfachheit im formalen Kommen, indem sie im kleinen Satzgebilde einen thematischen Einfall zur Entfaltung bringt, ohne dieses Spiel in eine Großarchitektonik — wie sie der klassische Sonatensatz darstellt — einzufügen.

Musterbeispiele für die Absicht zur thematischen Konzentration in der Abwandlungstechnik sind die 18 Inventionen op. 101 — 1929 — und die 14 Etüden op. 109 — 1931 —. In den Etüden ist die Klavieristik des 19. Jahrhunderts Vorbild; es sind kurze Stücke, die ein etüdenmäßig erfundenes Motiv in strenger Konzentration abwandeln. Der Hörer solcher Musik muß dieses Entfalten als den Kern der schöpferischen Leistung erfassen und damit selbst eine höhere und anspruchsvolle, aber auch zu größerem geistigem Besitz führende Aufgabe erfüllen als bei einem Sich-in-Stimmung-Wiegenlassen durch die Musik, das sich mit dem Augenblick des Hörens wieder ins Ungewisse verflüchtigt. Die Inventionen werden formgebilde der strengsten Kontrapunktischen Durchbildung.

Was in dem ureigensten Gebiet Weismanns — in seiner Klaviermusik — zur Auswirkung gelangt, läßt sich auch in der Kammermusik erkennen: das Streichquartett F-dur op. 14 — 1905 — ist in seiner stilistischen Haltung wesentlich unterschieden von dem einsätzigen „Phantastischen Reigen für Streichquartett“ op. 50 — 1914 —; das vorangestellte Gedicht von C. F. Meyer gibt dem Musiker eine gewisse programmatische Begründung seiner Formungsabsicht zu den motivgebundenen, kleinen Abwandlungsepisoden, die gleichsam die einzelnen Phasen dieses phantastischen Reigens darstellen.

Aus der Kammermusik entsteht die Sinfonie der letzten Jahre, die mit dem Konzert für Flöte, Klarinette, Fagott, Trompete, Pauke und Streichorchester op. 106 — 1930 — einsetzt, in dem nach der Art der Brandenburgischen Konzerte von J. S. Bach vier Bläser konzertierend zum Streichorchester treten. Es bedürfte einer eigenen Studie, in dieser Sinfonie die eigenschöpferische Auseinandersetzung mit dem doppelten Erbe der klassischen Sinfonie und der Bachschen Tonsprache darzulegen, aus der die eigene Sprache entspringt. Seit 1919 entstanden fünf Opern und 1935 auf die Anregung der NS-Kulturgemeinde die Musik zum „Sommernachtstraum“ von Shakespeare⁷.

So umfaßt das Werk Weismanns heute alle Bereiche

⁶ op. 32 Sommerland (1910), op. 48 Aus meinem Garten (1913), op. 57 Aus den Bergen (1915/17), op. 74 Tagebuch (1919), op. 76 Traumspiele (1920).

⁷ über die Bühnenwerke vgl. die Studie von Friedrich W. Herzog, Die Opern Julius Weismanns in: Julius Weismann, Gesammelte Beiträge über Persönlichkeit und Werk, herausgegeben von Dr. E. Doflein, Freiburg 1925.

des musikalischen Schaffens in einer einzigartigen, persönlichkeiterfüllten Weise. In der heutigen Musik am Oberrhein bedeutet er die Umformung eines großen und belasteten Erbes in das Lebensgefühl der Gegenwart. Man hat bisher immer bei ihm — dem Alpinisten — die Naturverbundenheit seines Musizierens betont, ohne die Tiefe solcher Haltung für die Musik selbst zu erfassen. Seine schöpferische Eigenart wird im Vergleich mit den empfangenen Anregungen offenbar: eine technische Übereinstimmung mit diesen ist häufig nachzuweisen, und trotzdem ist bei ihm ein

ganz anderes Lebensgefühl wirksam: die Impression, bei Debussy immer Musik, in der eine tiefe Müde, immer ein Bewußtsein um letztes Sehen- und Erlebensdürfen lebt, wird bei Weismann Anlaß eines kraftvollen Formens; die Entwicklung und Abwandlung eines Motivs, die bei Reger immer zu einem erregten und spannungserfüllten Ansteigen und häufig zu einem Versinken in tiefsten und hemmungslosen Pessimismus wird, ist bei Weismann ein organisches und gesundes Entstehen, Werden und Vergehen ohne Tragik, Kräftig und gelassen, wie der unabänderliche Gang der Natur.

Franz Philipp

III.

(geb. 1890) ist der jüngere der beiden führenden schöpferischen Musiker der oberrheinischen Landschaft, und so ist auch sein Werk unabhängiger von den Musikströmungen der Jahrhundertwende. Blich ihm, dessen Schaffen mit dem Weltkrieg einsetzt („Deutschlands Stunde“) die Auseinandersetzung mit den verschiedenen Stilrichtungen erspart, so wird für sein Schaffen die Einfügung seiner Musik in eine umfassende Lebensordnung das bedrängende Problem. Es geht ihm nie darum, eine voraussetzungslose Musik zu schreiben, sondern die Formung wächst bei ihm immer aus einer Vision des Raumes und des Menschenkreises, wo seine Musik erklingen soll, heraus. Seine Größe liegt darin, daß aus diesem Visionären, das vor dem Entstehen des einzelnen Werkes liegt, eine musikalische Eigensprache voll urtümlicher Kraft und eigentümlicher Symbolik entsteht.

Auch für die Schaffenshaltung dieses alemannischen Künstlers war der Krieg, den er in seiner ganzen Schwere erlebte, und seine seelische Überwindung von tiefster Bedeutung. Der Krieg hatte den einzelnen Menschen vor die Unmittelbarkeit des Schicksals gestellt, und so wurde für den hiernach Schaffenden etwas wie jene Einsicht des alemannischen Bauernsohnes schaffensbestimmende Kraft, die „... das Leben aufschloß bis zum fernsten Stern am Himmel ... und von dem Zuschauerweg hineinschob in die gefährliche Werkstatt, in die Walstatt des Schicksals ...“ (Emil Strauß). Am Anfang des Werkes stehen merkwürdig reife Musikwerke, die zunächst die schöpferische und könnerische Kraft beweisen; es sind Lieder, die am Vorbild von Brahms geschult, einen eigenen, alemannisch-besinnlichen Zug haben (op. 7 und op. 9). Die Instrumentalwerke, die Klaviertoccata op. 2 und das Klavierquartett C-moll op. 13, beweisen, wie aus dem klassischen Erbe auch heute noch eine eigenartig neue Themenerfindung und ein Musizieren erstehen kann, das zu unserer Generation und unserer Landschaft gehört.

Daneben entstehen Chorwerke, die von einer unlösbaren Verwurzelung in der oberrheinischen Landschaft Kunde geben. Unter den Schülern Philipps wird eine Anekdote aus seiner Freiburger Tätigkeit als Chorleiter an St. Martin erzählt, die mehr als jede Beschreibung vom Wesen seiner Heimatbindung zu sagen weiß: als am Münster zu Freiburg ein Baugerüst bis zur Sternblume stand, stieg der Chor des damals in den zwanziger Jahren stehenden jungen Musikers eines Abends zur Sternblume, um dort oben, wo man die

Berge und die Rheinebene sehen konnte, eine Motette zu singen. Es ist wie ein Gleichnis: das Musikwerk soll dort sein, wo, vom Glauben an ein Göttliches emporgetragen, die Berge und Wälder der Heimat schaubar werden ...

Im Eichendorff-Zyklus op. 16 (komponiert in den Jahren 1924/25, erschienen 1927) ist dieses eigentümlich Alemannische zum Musikwerk geworden. Das Wort des Dichters ist dem Männerchor anvertraut, und zu seinem Sagen treten als Instrumente Horn und Orgel. So erscheinen das Instrument des Waldes und das Instrument des Religiösen im Klangwerden der Vision des Werkes zusammen. Diese Vision schaut das Erscheinen des Göttlichen in der Stille und Feierlichkeit des nächtlichen Waldes; Aufklang sind die beiden ersten Stücke „Schläft ein Lied in allen Dingen“ und hierauf „Dein Bildnis wunderbar ...“; in ihnen lebt die Freude des Alemannen an der Schönheit aller Dinge auf. Ihr steht in den beiden letzten Chorstücken die Vision des Göttlichen gegenüber: „Weil jetzt alles stille ist, und alle Menschen schlafen, mein Seel das ew'ge Licht begrüßt“, und darauf hebt der feierliche Schlußgesang an: „Benedictus, qui venit in nomine Domini ...“ Aber zwischen der Sinnensfreude des Aufklanges und der Soheit des Schlusses steht ein eigentümlicher Mittler: „der traurige Jäger“: „Die Wälder rauschten leise, sein Jagen war vorbei, der blies so irre Weise, als müßt das Herz entzwei.“ So wird der Kreis geschlossen: aus der nächtlichen Stille, die sich über dem Schicksal des traurigen Jägers, der aus dem frohen Tag kam, schließt, erhebt sich das Schauen zu dem Erscheinen des Göttlichen, das über dieser Natur liegt. Und aus diesem Schauen erhebt sich das feierlich abschließende Benediktus. Im ganzen Werk klingt immer wieder der Ruf des Hornes auf, den die Orgel übernimmt und ihn mit einem reichen Stimmengewebe umkleidet.

Auch die nach dem Kriegsende geschaffene „Friedensmesse“ op. 12 — eine monumentale „Symphonie mit Chören“ in drei Sätzen: Kyrie, Benediktus und Gloria — hat ihre Wesensmitte in dem Benediktus-Erlebnis, in dem Sich-Neigen vor dem Göttlichen. Um das Benediktus fügen sich die Anrufung im Kyrie und die ekstatische Lobpreisung im Gloria. Es ist zu bewundern, wie hier eine großartige Monumentalität der Tonsprache erobert wird, deren Wesensmerkmale eine von gewaltiger Spannkraft erfüllte chorische Deklamation und eine große Meisterschaft der Kontrapunkt-

tischen Beziehungen und Zuordnungen sind, deren Aufzählung eine eigene Studie erforderte.

Die zweite Schaffensepoche von Franz Philipp, die etwa 1931 einsetzt, ist dadurch bezeichnet, daß sein musikalisches Denken vom Konzertsaal abrückt und Musik für einen tiefer begründeten Lebensraum schafft; die Chorgemeinschaft und die Hörerschaft werden in der schöpferischen Vorstellung zu einer Lebensgemeinschaft, zu einer Gemeinde.

Zunächst entstanden geistliche Werke, unter ihnen das Andachtswerk „Sancta Elisabeth“, in dem aus der Vorstellung einer Gemeinde ganz neue Formungsmöglichkeiten chorischer Musik entstehen, wovon die Hymne mit ihrer großartigen Anrufung und namentlich die „Litanei“ Zeugnis ablegen. In der Cäcilienhymne op. 36 — 1935 — entsteht die Doppelchörigkeit aus der Vorstellung eines Chores der Lebendigen und eines Chores der Seligen, die bei der Aufführung räumlich getrennt werden sollen; voll tiefer Nachdenklichkeit ist die Gestaltung dieses in der Motettenkunst des 16. Jahrhunderts vorgeformten achtstimmigen Sazes, von der Dominant-Tonika-Beantwortung des Ave-Themas zu Eingang bis zum Höhepunkt im Mittelteil und dem feierlichen Ausklang, vom eigenartigen Erscheinen der lateinischen Anrufung im Chor der Seligen bis zur Anrufung im Chor der Lebendigen in der deutschen Muttersprache.

Es war somit in der schöpferischen Vorstellung ein neuer Weg und eine neue Idee chorischer Musik schon entstanden, als 1933 mit dem deutschen Umbruch die schöpferische Fantasie mit neuen Gesichtern und neuen Forderungen erfüllt wurde. Nunmehr stand hinter dem musikalischen Gestalten immer mächtiger die Vision eines ziel- und tatbewußten Volks- und Führertums. So konnte die erworbene monumentale Tonsprache in einem neuen Sinne gesprochen werden, da „Deutschlands Stunde“ geschlagen hatte.

Im dritten Jahr des Dritten Reiches erschien die Kantate „Heiliges Vaterland“ op. 32^b. Wie schon im Eichendorff-Zyklus ist hier die zyklische Anlage aus einer großen Vision heraus geplant: die Gefallenen des Kampfes ums Vaterland, die Schaffenden und die Jungen werden nacheinander von den „Rufen der Fackelträger“ aufgerufen und treten schließlich als eine visionär erschaute Gemeinschaft zu heiligem Treuegelöbnis um das Sonnenwendfeuer zusammen. Wie im Eichendorff-Zyklus das Göttliche im Rauschen der heimatlichen Wälder erscheint, so wird hier der Geist der Treue zum Vaterland im Schauen der Heimat beschworen.

Die „Deutsche Volkshymne zum Lob der Arbeit“ op. 33 auf die Dichtung von Heinrich Lersch weitet das in dem Werkfeierlied von Lersch (1932) schon einmal Ausgesprochene zu der Größe feierlicher Chormusik. Aus der unerbittlichen Härte des Arbeitsganges wächst der Rhythmus, der aber nicht als reine Motorik eine Maschinenmusik entstehen läßt, sondern der zu einem kraftgefüllten Grund wird, über dem sich die hymnische Melodie erhebt.

Auf die Dichtung von Gerhard Schumann „Seldische

^b Vgl. hierzu des Verfassers Werkdeutung in „Völkische Musikerziehung“, Jahrgang 1935, Juli/August. Sonderdruck im Verlag Böhm, Augsburg.

feier“ schrieb Philipp auf die Anregung der Reichspropagandaleitung eine symphonische Musik op. 35, ein Musikwerk, in dem die neue Idee der Feier Gestalt gefunden hat:

1. Weckrufe (Einmarsch der Fahnen) Musik
2. Totenzug Musik
3. Wie Narren sind wir einsam angetreten Dichtung
4. Aufbruch Musik
5. Unsterblichkeit strahlt um die stummen Taten Dichtung u. Musik
6. Gesegnet sei der Tod Dichtung
7. Weihe Musik
8. Wir bauen des Reiches ewige Feldherrnhallen Dichtung
9. Bekenntnis Musik
10. Weckrufe (Ausmarsch der Fahnen) Musik (wie 1)

Träger dieser Feierhandlung sind der Sprecher und die Musik; beiden obliegt die Aufgabe, das Gedenken an die toten Helden aufzurufen und aus diesem feierlichen Gedenken den Glauben an eine neue Weltidee zu gewinnen und zu bekennen. Der Dichter beschwört in seinen Gesichtern und Bildern diesen Glauben, und sein Wort wird von der aufrüttelnden Gewalt der Musik getragen. — Die reine Instrumentalmusik erscheint in der Klangpracht des Sinfonieorchesters in der nach neuen Ideen gestalteten Feier; Philipp findet auch hier eine Musiksprache, die das Erbe der deutschen Musik bewahrt. Aber darüber hinaus wird Neuland gewonnen: hinter der Erfindung des Motivs und seiner Ausweitung zum Werk steht eine neue Vision, die nicht in der schöpferischen Fantasie des Einzelnen lebt, sondern in dem Lebensbewußtsein eines ganzen Volkes. Wenn über der zweiten dieser Musiken „Totenzug“ steht, so weiß jeder Deutsche heute, was damit gemeint ist, findet den Weg zur klingenden Erscheinung und versteht den Sinn, wenn Eingangs- und Schlußteil von der unerbittlichen Härte des Paukenschlages beherrscht sind, und wenn im Verklingen des Totenzuges das Dichterwort zu dem „Aufbruch“ führt, dessen drängende Gewalt in eine breit ausladende Hymne mündet. In dem Totengedenken „Weihe“ finden sich aber die Lebendigen zu feierlichem Schwur: „Wir aber sind von diesen stummen Toten / Und ihren ewig dröhnenden Geheiß / Zu atemlosem, harten Werk entboten, / Das sich in die Vollendung wachsen weiß“; aus diesem Geloben wächst der ausladende Abschluß „Bekenntnis“ heraus.

Auch op. 38 „Feier der Arbeit“, chorische Dichtung von Gerhard Schumann, will der Feiargestaltung am Tag der nationalen Arbeit dienen. Der formende Wille des Dichters steht hier im Vordergrund, der Musiker erfindet zu seinen Worten die kraftvoll deklamierende Weise und die aufrufenden Weckrufe zum Eingang und zum Abschluß. Stellten die vorhergehenden Werke die Forderung nach dem sachlich geschulten Chor und Orchester, so beschreitet dieses Werk den Weg zur leichten Ausführbarkeit; die Gesangsmusik ist durchweg einstimmig, nur die Begleitung erfordert das große Blasorchester.

So findet die Schaffensentwicklung bei Franz Philipp einen Ansatz, der der heutigen Generation als derjenige erscheint, auf dem eine neue Musikentwicklung beginnen kann. Sind in der Musik von Franz Philipp

die stilistischen Mittel durchaus der Überlieferung der deutschen Musik verbunden, so ist die Art, mit der sie einer Hörerschaft gegenübertritt, eine ganz neue geworden: die Welt, die vor dem Schaffen des einzelnen Werkes liegt, die gleichsam die Vision des einzelnen Werkes umschließt, ist nicht mehr die des Einzelnen, sondern ist die gemeinsame Erlebniswelt des deutschen Volkes. Aus diesem Grund erwächst die musikalische Erfindung und die musikalische Formung, ob dies nun die monumentalen Werke, deren Deutung hier versucht wurde, oder die alemannischen Choralieder nach Dichtungen von Burte (op. 18) oder nach den vernünftigen Dichtungen von P. Körber (op. 31) sind.

Aus der Versunkenheit des einzelnen findet der Klang den Weg zur Gemeinde und zum Volk.

In den vorliegenden Werkdeutungen wurde der Versuch unternommen, die heutige Lage der deutschen Musik am Oberrhein aus dem Wesen der Zeit, der Landschaft und des Volkstums zu verstehen. Es galt die Erkenntnis zu gewinnen, daß die schöpferische Kraft, die im alemannischen Bereich immer in eigenartiger Weise lebendig war, auch in unserer Zeit noch stark ist, und daß den Zeitigen daraus die Verpflichtung erwächst, dieser neuen Musik die verstehende und tragende Gemeinde zu sein.

Emil Strauß.

Von Walter Franke.

Du liebtest diese Wälder, dieses Land,
den hellen Strom und wechselndes Gewolk
über den Nebenhügeln bis zum Rand
fernleuchtenden Gebirgs. Und Mann und Volk.
Dein Herz sich tief zur Heimat fand.

Und was da werkt und sinnt, was leidet, lacht und sicht,
des Helden junge Kraft, des Einsamen Verzicht,
die Mondennächte und der Früchte Süße
und auch der dunkle Tod: ja alle diese
wurden dir brudernah und dein Gesicht.

Du aber hast sie still gehegt, gewartet.
Und siehe: deinem Herz entwuchs es reich und weit.
Und was du schufst für uns und diese Zeit,
ward herbstgereift und schöngeartet
und überglänzt von Ewigkeit.

Die Hochschule für Lehrerbildung in Karlsruhe¹.

Wie aus zahlreichen Anfragen zu ersehen ist, hat die für Ende Oktober 1936 festgesetzte Eröffnung der Hochschule für Lehrerbildung in Karlsruhe in allen Kreisen der südwestdeutschen Bevölkerung größte Anteilnahme gefunden, und die Erwartungen, die mit dieser jüngsten der deutschen Hochschulformen verbunden werden, sind sehr groß. Es wird dabei nicht allein von der Tatsache ausgegangen, daß die lange Unterbrechung der Lehrerausbildung im Lande Baden eine Berufslaufbahn verschlossen hat, die immer von lebendigen und regen Kräften unseres völkischen Nachwuchses erstrebt wurde, sondern der Charakter einer Hochschule stellt die gesamte Ausbildung unserer deutschen Lehrerschaft auf eine so neue Grundlage, daß sie zu mancher Frage Anlaß gibt. Es wird nicht möglich sein, in einer kurzen Betrachtung die für diese Kulturschöpfung des nationalsozialistischen Reiches wesentlichen Gesichtspunkte umfassend zu entwickeln, wohl aber kann versucht werden, auf einige Grundlagen der Hochschule für Lehrerbildung hinzuweisen, um von ihnen aus die kulturpolitische und schulpolitische Aufgabe zu kennzeichnen, die ihr gestellt ist.

Drei Dinge dürften von Anfang wichtig sein zur Erklärung der Lage:

1. Seit der Gründung der Hochschule für Lehrerbildung im Jahre 1933 hat der Reichsunterrichtsminister die Ausbildungsstätte für den gesamten Lehrenachwuchs geschaffen, die dem nationalsozialistischen Reich das Recht gibt darauf hinzuweisen, daß eine gleichartige und gleichwertige Ausbildung des Lehrerstandes in keinem europäischen und außereuropäischen Land vorhanden sein dürfte und daß das Deutsche Reich in der Lösung dieser wichtigen Frage in vorderster Front steht.
2. Seit der Gründung der Hochschule für Lehrerbildung durch den nationalsozialistischen Staat ist zum erstenmal in der deutschen Geschichte der alte Wunsch der deutschen Lehrerschaft verwirklicht worden, in einem einigen Reiche eine einheitliche Ausbildungsgrundlage für einen deutschen Lehrerstand zu haben. Diese gemeinsame Ausbildungsgrundlage für alle Lehrer schließt nicht aus, daß die besondere Ausbildung, die für die Lehrer der einzelnen Schulformen notwendig ist, im weiteren Verlauf des Studiums gesichert wird.
3. Mit der Gründung der Hochschule für Lehrerbildung ist der Versuch unternommen worden, einen politisch klar ausgerichteten, wissenschaftlich geschulten und didaktisch-methodisch vorbereiteten Lehrenachwuchs zu erziehen, der auf einer Hochschule für den Volksschullehrerberuf ausgebildet werden kann. Diese Hoch-

schule für Lehrerbildung trägt in Form und Inhalt ihres Studienplanes, in der Zusammensetzung ihrer Dozentschaft und Studentenschaft die charakteristischen Merkmale einer Hochschule.

Werden diese drei Gesichtspunkte klar erkannt, so ergibt sich daraus die Aufgabe, die der Hochschule für Lehrerbildung gestellt ist. Diese Fragen berühren nicht allein die didaktisch-methodischen Fragen der unterrichtlichen Arbeit, sondern sie umfassen das Gebiet des Neuaufbaues des deutschen Hochschulwesens, das Verhältnis der Länder zum Reich unter besonderer Berücksichtigung der Kultur- und Schulpolitik ebenso sehr wie die Stellung, die das deutsche Volk und sein Reich durch seine Schulen in der Reihe der europäischen Nationen einnimmt. Es brauchen dabei Einzelheiten nicht ausgeführt zu werden, um zu der Schlussfolgerung zu kommen, daß die Verantwortung, die der Hochschule vom nationalsozialistischen Reich und von der nationalsozialistischen Partei übertragen worden ist, so groß und schwer ist, daß nur eine wissenschaftlich begründete und politisch und charakterlich einwandfreie Haltung es ihr ermöglichen kann, diese Aufgabe zu lösen. Eine Hochschule, die von diesem Wege abkommt, wird früher oder später versagen und ihr Ziel nicht erreichen können. Es ist dann auch selbstverständlich, daß die Hochschule für Lehrerbildung heute, drei Jahre nach ihrer Gründung, noch nicht sein kann, was sie werden soll — und viele ihrer Arbeiten sind stärker auf den Ausbau der Zukunft als auf die Lösung augenblicklicher Fragen ausgerichtet, die nur zum Teil ihre Angelegenheit sind.

Neben diesen, für alle deutschen Hochschulen in gleicher Weise gültigen Gesichtspunkten, erhält jede Hochschule aus ihrer Landschaft heraus noch besondere, ihr eigentümliche Aufgaben. In dieser Hinsicht kann die Hochschule für Lehrerbildung in Karlsruhe auf völligem Neuland aufbauen, weil sie weder sachlich noch personell an die Traditionen einer Pädagogischen Akademie, einer Lehrerbildungsanstalt noch eines Seminars anzuknüpfen braucht. Sie hat deshalb bei ihrer Aufbauarbeit die Möglichkeit, schon beim Umbauprogramm der ehemaligen Seminargebäude die Erfahrungen und Grundsätze zu berücksichtigen, die in den vergangenen Jahren an anderen Hochschulen gesammelt und in einem Raumprogramm des Reichsunterrichtsministeriums niedergelegt worden sind. Sie kann ihren Studienplan im Rahmen der Reichsrichtlinien festlegen und außerdem werden die personellen und sachlichen Entscheidungen in allen Angelegenheiten der Hochschule in engster Zusammenarbeit zwischen dem Herrn Reichsunterrichtsminister und dem Herrn Minister des Kultus und des Unterrichts in Karlsruhe gefällt. Von dieser Grundlage aus hat die Hochschule in Karlsruhe die Möglichkeit, ihrem Wesen nach eine der ersten Reichshochschulen zu werden, die als Träger der nationalsozialistischen Reichsgesinnung und im Bewußt-

¹ Eine grundsätzliche Darstellung der politischen und kulturellen Aufgaben der Hochschule für Lehrerbildung bringt Dr. A. Hohlfeld in Heft 9, 1936, von „Volk im Werden“, S. 479 ff. („Hochschule für Lehrerbildung und Reichsgesinnung“).

sein ihrer heimatgebundenen Aufgabe der Ausbildung des deutschen Lehrernachwuchses dienen.

Von diesen grundsätzlichen Erörterungen aus ist es wichtig zu wissen, in welcher Form diese Gesichtspunkte in der täglichen Arbeit der Hochschule ihren Ausdruck finden. Im folgenden sollen deshalb einige wichtige Grundlagen der Arbeit gezeigt werden.

Die Ausbildung der Studenten und Studentinnen vollzieht sich an einer Hochschule, das heißt, der Studierende hat keinen Unterricht und ist in keiner Klasse, sondern er hört und besucht während seines viersemestrigen Studiums eine bestimmte Anzahl von Vorlesungen und Übungen, von denen ein Teil pflichtmäßig für alle Studierenden ist, die meisten aber dem Studenten nach eigener Wahl überlassen werden. Pflichtmäßig sind eine Anzahl von Vorlesungen und Übungen zur Nationalpolitischen Erziehung, die politische, geschichtliche, rassenkundliche, geographische und andere Themen umfassen können. Diese nationalpolitischen Übungen und Vorlesungen stehen mit den erziehungswissenschaftlichen Übungen und Vorlesungen, denen sie zugeordnet sind, in der Mitte der gesamten Ausbildung. Verpflichtend sind für alle Studierenden ebenfalls drei bis vier Stunden wöchentlich Leibesübungen und etwa vier bis sechs Stunden wöchentlich künstlerische Fächer, Musik, Zeichnen und Kunstzerziehung. Es muß jeder Student ein jedes dieser Fächer belegen, und er darf nicht damit rechnen, daß Musik z. B. nicht gebraucht wird. Im Höchsthalle dürfen 4 bis 5% der Studenten von der musikalischen Ausbildung befreit werden, und dies selbst nur dann, wenn besondere Gründe, z. B. Kriegswaise, kinderreiche Familie, auf der einen Seite das Fehlen der musikalischen Leistung erklären, auf der anderen Seite aber dieses Fehlen durch besonders hervorragende Leistungen in einem anderen Fache ausgeglichen wird. In diesem Zusammenhang kann jetzt schon darauf hingewiesen werden, daß die Bewerbung um Zulassung zum Studium an einer Hochschule für Lehrerbildung dann zwecklos ist, wenn der Bewerber nicht den Nachweis erbringen kann, daß er zum Spiel eines Instrumentes befähigt ist oder über eine sehr gute stimmliche Begabung verfügt.

Neben diesen verpflichtenden Übungen und Vorlesungen zur nationalpolitischen und musisch-künstlerischen Erziehung stehen die verpflichtenden Übungen und Vorlesungen zum wissenschaftlichen Wahlfach, z. B. Geschichte, Erdkunde, Deutsch u. a. Es ist dabei jedem Studenten freigestellt, sich das Fach zu wählen, in dem er sich besondere Kenntnisse verschaffen will und zu dem er Fähigkeit und Neigung besitzt. Er muß jedoch das Fach, das er nach den ersten vier Wochen seines Studiums gewählt hat, auch während der vier Semester seines Studiums beibehalten. Die Möglichkeit, mit Einverständnis des Dozenten das Wahlfach nach dem ersten Semester zu wechseln, ist gegeben, doch soll nur in seltenen und besonders begründeten Fällen davon Gebrauch gemacht werden. Praktisch kann z. B. ein Student oder eine Studentin Geschichte oder Biologie oder Erdkunde oder ein anderes Fach wählen, außerdem aber noch an einem künstlerisch-musischen Wahlfach, z. B. Zeichnen, Werkunterricht, Leibesübungen oder Musik neben den pflichtmäßigen Vorlesungen und Übungen zu diesen Fächern teilnehmen. An dritter Stelle käme die unterrichtliche Ausbildung,

die sich in didaktisch-methodischen Vorlesungen und Übungen und in der Unterrichtstätigkeit vollzieht. Um die Unterrichtspraxis ungestört durchführen zu können, ist der Hochschule ein eigener Schulbezirk städtischer und ländlicher Schulen eingegliedert, der dem Direktor der Hochschule untersteht und in seinem Auftrag vom Schulrat der Hochschule verwaltet wird. Die unterrichtliche Tätigkeit der Studierenden ist in den einzelnen Semestern verschieden. Während des ersten Semesters umfaßt sie zunächst nur zwei Stunden Unterrichtsbesuch und zwei Stunden Unterrichtsbesprechung. Am Ende des ersten Semesters übernimmt der Student schon in Gegenwart des Dozenten oder des Klassenlehrers kleinere unterrichtliche Aufgaben vor der Klasse. Nach dem ersten Semester hat jeder Student vier Wochen auf einer Landschule als Schulhelfer tätig zu sein. Er unterrichtet während dieser Zeit nicht, sondern steht dem Lehrer der Schule helfend zur Seite und soll einen Einblick in die Arbeit und die erste „Tuchföhlung“ bekommen. Es ist dabei wohl möglich, daß in der dritten und vierten Woche der Studierende schon selbständige Unterrichtsversuche unternimmt, doch stets nur unter Anleitung und Beratung durch den Klassenlehrer. Verpflichtet ist der Student zu unterrichtlicher Tätigkeit nicht, und die Hochschule legt zunächst nur Wert darauf, daß der Student vier Wochen lang an einer Dorfschule als Schulhelfer mitgearbeitet hat und darüber den Nachweis durch den Lehrer der Schule erbringt.

Im zweiten Semester erhöhen sich die Besuchs- und Unterrichtsstunden auf vier in der Woche und es beginnen die didaktisch-methodischen Übungen der Fächer, z. B. Geschichte, Erdkunde, Biologie, Religion usw., die sich der Student auswählen kann, wie auch der Fächer, an deren Didaktik und Methodik er pflichtmäßig teilhaben muß, z. B. Elementarunterricht, Deutsch, Turnen, Zeichnen. Das Semester endet mit einem vierwöchigen Praktikum in einer Stadtschule, in dem der Student nach achttägigem Unterrichtsbesuch den Unterricht teilweise, die letzten vierzehn Tage ganz übernimmt. Während der Dauer dieses Praktikums untersteht der Student der Aufsicht eines Dozenten und des Klassenlehrers.

Im dritten Semester wird die unterrichtliche Ausbildung in ähnlicher Weise wie im zweiten Semester fortgesetzt, nur daß die Aufgaben schwieriger werden und jetzt ein vierwöchentliches Praktikum in der Landschule stattfindet. Ebenso wie in dem Stadtschulpraktikum muß hier der Student mindestens in der zweiten Hälfte die Führung der Klasse unter Anleitung der betreuenden Dozenten und des Klassenlehrers übernehmen.

Im vierten Semester besucht der Student während zwei bis vier Stunden den Unterricht einer Schule. Das Semester bringt eine zusammenfassende theoretische und praktische Ausbildung und dient zum Abschluß des Studiums. Von den wöchentlichen Unterrichtsversuchen abgesehen ist der Studierende während der Dauer seiner Ausbildung ungefähr ein Vierteljahr, davon vier Wochen Stadtschule, acht Wochen Landschule, in zusammenhängender unterrichtlicher Ausbildung. Über diesen Teil seiner Arbeit hat er einen zusammenfassenden schriftlichen Bericht anzufertigen, der mit maßgebend ist für die Zulassung zur Staatsprüfung.

Auch der Erfolg während der Praktika ist mitbestimmend für die Zulassung zur Staatsprüfung.

Durchschnittlich hat der Studierende in der Woche 24 bis 30 Stunden Vorlesungen und Übungen während der Dauer seines Studiums. Diese Stundenzahl schließt wahlfreie Vorlesungen, künstlerische und sportliche Pflichtstunden sowie die unterrichtliche Arbeit ein. Der Studienplan, der eine neue Form der Hochschularbeit darstellt, soll dem Studenten die Möglichkeit bieten, nach seiner Wahl sich den Fächern zu widmen, zu deren Studium er besondere Neigungen verspürt, er soll aber trotzdem die Grundlage schaffen für eine unterrichtliche Vorbildung, die es ihm ermöglichen soll, nach der Hochschulzeit seine Gesellenzeit zu beginnen. Wird daran gedacht, daß das Studium nur vier Semester dauert und die Semester, wie an der Universität, nur drei bis vier Monate währen, dann ist von Anfang an eine straffe zuchtvolle Zeiteinteilung und Arbeitsweise für den Studenten notwendig, weil er sonst sein Studienziel nicht erreichen kann.

Die didaktisch-methodische Ausbildung ist ein wesentlicher Teil der Hochschularbeit, nicht die Hochschularbeit überhaupt. Die nationalpolitische Ausrichtung und Formung des jungen Erziehers ist die erste Aufgabe der Hochschule, und für die Beherrschung des Handwerkes ist die Gesinnung und Haltung entscheidend, aus der heraus der junge Erzieher seine Arbeit beginnt. Die technischen Fertigkeiten müssen erlernt und gut gekonnt werden, sie sind aber äußerer Ausdruck einer inneren Haltung und empfangen von der politischen Aufgabe der Hochschule ihre Sinnerfüllung, nicht umgekehrt. Auf diese Tatsache muß von Anfang an klar genug hingewiesen werden, um jede falsche Beurteilung der Hochschule, die von irrigen Voraussetzungen aus geschehen kann, zu vermeiden. Der Student, der sein Praktikum beginnt, ist noch Lehrling, noch wenig geschult und erst recht nicht fertig. Hier ist er auf die Beratung und Hilfe des betreuenden Lehrers angewiesen und die Hochschule legt Wert darauf, im Verlauf ihrer Arbeit überall im Lande Lehrer als Mitarbeiter zu finden, von denen sie weiß, daß sie den Studenten gute Berater und Helfer in der unterrichtlichen Praxis sein werden.

Die unterrichtliche Ausbildung des Studierenden setzt eine engste Zusammenarbeit zwischen Hochschule und Lehrerschaft voraus. Diese Zusammenarbeit ist nur zum Teil eine organisatorische Frage, sie ist vielmehr eine Frage des gegenseitigen Verstehens und des guten Willens. Ich habe in meiner bisherigen Tätigkeit als Dozent einer Hochschule auf diesem Gebiete in jeder Richtung die besten Erfahrungen gemacht. Die Hochschule hat nicht allein durch ihre Mitarbeit bei der Ausgestaltung von Dorfabenden, Festen und Feiern durch Studentengruppen und Dozenten ihre Anerkennung für die Hilfe zum Ausdruck gebracht, die ihr während des Landschulpraktikums oder Stadtschulpraktikums zu Teil geworden ist, sie hat auch durch gemeinsame Vorlesungen und Übungen und durch den gemeinsamen Arbeitseinsatz im NSLB. in engster Verbindung mit der Lehrerschaft ihres landschaftlichen Bezirkes gestanden. Es werden sich auch für die Hochschule in Karlsruhe solche Wege und Möglichkeiten geben, und je enger und fester diese Zusammenarbeit ist, um so wertvoller wird sie sein für den Erfolg.

Daß dabei die Übungen und Vorlesungen der Hochschule unseren Mitarbeitern offenstehen, das ist eine der Möglichkeiten, die jetzt schon von der Hochschule aus geboten werden können.

Im Studienplan der Hochschule zeigt sich die innere Arbeitseinheit dadurch, daß jedes Semester unter einem besonderen Thema steht, und daß alle Übungen und Vorlesungen im Rahmen dieses Themas gehalten werden müssen. Das Thema des Wintersemesters wird z. B. sein:

Das deutsche Volk und das deutsche Land.

Dieses Thema wird die rassenkundliche, geschichtliche, erdkundliche Übung ebenso bestimmen wie die Übung zur Religionslehre, Zeichnen oder Musik. Das Thema ist zugleich das Thema einer Gemeinschaftsvorlesung aller Dozenten, die wöchentlich an den gleichen Abendstunden eines Wochentages durch das ganze Semester durchgeführt werden wird und zu der jeder Dozent von seinem Fache aus spricht. Außerhalb dieses Rahmens finden in diesem Semester dann keine Vorlesungen und Übungen statt.

Wenn der Studienplan von der nationalpolitischen Erziehung ausgehend die einzelnen Arbeitsaufgaben ausrichtet, so setzt das Gelingen dieser Arbeit voraus, daß geeignete Dozenten für diese Arbeit vorhanden sind. Die Hochschulen stehen heute vor der Schwierigkeit, über eigenen Nachwuchs noch nicht zu verfügen, und die Dozentenschaft der Hochschule setzt sich zusammen aus Dozenten der Universitäten, der Höheren Schule und der Volksschulen. Da in der Regel der Dozent auch sein Fach in Vorlesung und Übung wissenschaftlich zu vertreten hat, muß für die Besetzung eines Lehrauftrages, sofern er nicht die Methodik eines Faches allein umfaßt, eine abgeschlossene wissenschaftliche Ausbildung, z. B. die Promotion, vorausgesetzt werden. Da außerdem noch eine schulpraktische Erfahrung vorhanden sein soll und die Persönlichkeit des Dozenten für die erzieherische Aufgabe der Hochschule sehr entscheidend ist, ist die Berufsfrage heute wohl eine der schwierigsten Fragen der Hochschule. In der Regel müssen drei Voraussetzungen erfüllt sein, bevor ein Lehrauftrag an einer Hochschule für Lehrerbildung endgültig vergeben wird:

1. politisch-charakterliche Zuverlässigkeit,
2. wissenschaftliche Eignung,
3. unterrichtspraktische Erfahrungen.

Die Studenten und Studentinnen der Hochschule haben fast alle den Arbeitsdienst geleistet und die Studenten haben fast alle ihrer Dienstpflicht genügt. Für die Zulassung zum Studium genügt ein gutes Abgangszeugnis allein nicht. Die Hochschule muß wissen, daß der Bewerber auch auf Grund seiner sportlichen und musikalischen Leistungen für seinen späteren Beruf in Frage kommen kann und daß er politisch zuverlässig und charakterlich einwandfrei ist. Die Zulassung zum Studium bedeutet auch nicht, daß der Studierende zur Staatsprüfung zugelassen wird oder eine Anwartschaft zum Lehramt hat. Erst die Arbeit und Haltung während des Studiums läßt eine Beurteilung nach dieser Richtung hin zu. Es ist durchaus möglich, daß ein Student, der für ungeeignet befunden wird, den Ratschlag erhalten kann, die Hochschule zu verlassen. In

dieser Hinsicht ist die gemeinsame Verpflichtung an der Aufgabe das Richtmaß des Handelns, und es untersteht jeder, der sein Studium an der Hochschule beginnen darf, dem gleichen Gesetz. Bei der Auswahl unter 300 Bewerbern hat manche harte Entscheidung gefällt werden müssen und vor allen unter den Bewerberinnen, von denen nur ein Fünftel zum Studium zugelassen werden konnte, hat manche das Los der Ablehnung hart getroffen. Nach den Maßstäben menschlichen Könnens ist versucht worden, die beste Auswahl zu treffen. Wo sich aber zeigen wird, daß ein Versehen vorliegt, wird das Urteil auch umgehend geändert werden. Die Aufgabe der Hochschule für Lehrerbildung ist so groß, daß eine Vernachlässigung der Pflichten nicht geduldet werden kann. Die Arbeit jedes ersten Semesters beginnt in einem 8-14tägigem Lager aller Studierenden, so daß die Studentenschaft der Hochschule schon als Mannschaft ihr Studium beginnt und auf das gemeinsame Gesetz des Lagers ausgerichtet worden ist. Lager und Fahrt stehen nicht neben, sondern mitten im Studienplan der Hochschule, und Student und Studentin werden sich hier genau so in kameradschaftlicher Verbundenheit und in gemeinsamem Arbeitseinsatz bewähren können, wie sie es im Arbeitsdienst und als Soldaten gelernt haben.

Auch die Studierenden für das Höhere Lehramt beginnen ihre ersten beiden Semester an der Hochschule für Lehrerbildung. Ihre Zahl (12) ist im Verhältnis zur Gesamtzahl der Studierenden — 150; — ab Herbst 1937, mit dem neuen ersten Semester 250 bis 300 — gering, immerhin aber umfaßt sie bei der Lage in Baden den gesamten Nachwuchs für den Beruf des

Lehrers an Höheren Anstalten. Der Ausbildung dieser Studenten wird deshalb von der Hochschule aus größte Aufmerksamkeit zugewendet werden müssen. Dadurch, daß eine Anzahl der Dozenten auch an der Universität gearbeitet hat, wird es diesen Studenten möglich sein, sich ihrem wissenschaftlichen Hauptfach, das sie an der Universität studieren wollen, jetzt schon als Wahlfach an der Hochschule zu widmen. Außerdem aber wird zu überprüfen sein, wie weit nach dem ersten Semester ihrer Ausbildung an der Volksschule im zweiten Semester der Besuch der Unterrichtsstunden statt an der Volksschule an der Höheren Schule stattfinden kann. Auch hier ergeben sich neue und dankbare Aufgaben, die in gemeinsamer Arbeit gelöst werden können.

Es war nicht die Absicht, in diesen Zeilen alle Fragen zu erörtern, die heute die Hochschule angehen. Vielmehr kam es darauf an, mit den Grundlagen und dem Aufbau der Hochschule vertraut zu machen und zu zeigen, daß hier noch nichts fertiges dasteht, daß aber der Wille da ist und der unermüdete Einsatz aller Stellen, etwas Ganzes zu schaffen. Unter dieser Voraussetzung wird es uns in gemeinsamer, vertrauensvoller Zusammenarbeit gelingen können, hier in Karlsruhe eine Hochschule aufzubauen, die würdig ist des Vertrauens, das der Reichsunterrichtsminister in diese Arbeit gesetzt hat, und die nicht an letzter Stelle zu stehen braucht, wenn die Aufgaben gelöst werden müssen, die von Partei und Staat dieser ersten Hochschule gestellt worden sind, die das nationalsozialistische Reich geschaffen hat.

Ehrung für Philipp Lenard.

Alfred Rosenberg überreichte den Wissenschaftspreis der NSDAP. an den Zeidelberger Gelehrten auf der Kulturtagung des Reichsparteitags 1936 mit folgenden Worten:

„Es kann sich nicht darum handeln, hier die Verdienste des großen Physikers zu schildern. Das hat eine fachlich berufene Stelle schon lange getan und Professor Lenard mit dem Nobelpreis ausgezeichnet. Wenn wir Professor Lenard aber heute ehren, so in erster Linie als Lehrer der deutschen Jugend und als Denker und Forscher. Inmitten eines frechen Beschimpfens des Deutschtums auf der Universität Zeidelberg hat Professor Lenard die Fahne des Widerstandes erhoben und bewiesen, daß hohes Gelehrtentum sich mit vorbehaltlosem Mut zur Verteidigung

deutschen Wesens verbinden muß, um Vorbild sein zu können. Als Denker hat Professor Lenard aber gelehrt, daß Wissenschaft nicht gleich Wissenschaft ist, sondern daß fremde Kassenfeelen auch ganz verschiedene wissenschaftliche Geisteswelten erzeugen. Auf der einen Seite anschaulich starke Ideen und Symbole als Äußerungen des Europäertums, auf der anderen bildloses Dogmatisieren und pseudologisches Wortgefecht als Zeugnis jüdischen Wesens.

Es ist deshalb der NSDAP. eine besondere Freude, dem großen Forscher und Lehrer, dem mutigen Anhänger des Führers in schwerer Zeit und dem deutschen Denker von dieser Stelle ihren Dank auszusprechen, verbunden mit der Hoffnung, daß die deutsche Wissenschaft noch viele Männer seiner Art hervorbringen möge.“

Die „Badische Schule“ bringt ihrem hochverehrten Mitarbeiter herzlichste Glückwünsche!

Eugen Fehrle Deutsche Volkskunde.

Einer der jüngsten Wissenschaftszweige an unseren Hochschulen ist die Volkskunde. Sie war bisher da und dort durch Lehraufträge vertreten, aber nicht als vollwertige Wissenschaft anerkannt. Auch in Laienkreisen gilt sie mehr oder weniger als Antiquitätenwissenschaft, die Überbleibsel einer vergangenen Zeit sammelt und Kuriositäten zurückgebliebener Leute und alten Sitten nachjagt. Das waren teilweise wirklich Ziele von Männern, die sich als Vertreter der Volkskunde ansahen. Volkskunde ist für sie meist eine Untergliederung der Heimatkunde.

Die Volkskunde, wie wir sie heute in der Wissenschaft auffassen, ist etwas ganz anderes. Sie sucht das Volkstum zu erforschen, d. h. das Rassenhafte unseres Volkes, das was uns im Blute liegt, was unsere Eigenart ausmacht und in großen Zeiten immer richtungweisend war für den Gang unserer Geschichte und auch für alle Zukunft unser Geschick bestimmen wird. Auf diesem Volkstum ist das Dritte Reich aufgebaut. Es geht aus von der Voraussetzung, daß das Volk nicht nur eine Summe von Einzelpersonen ist, sondern ein festgefügtter Organismus, und daß in dieser Volksgemeinschaft die Volksgenossen eine Einheit sind und so zusammengehören wie die Glieder eines Körpers. Schon Herder hat die Volksgemeinschaft so aufgefaßt, und deshalb um das Jahr 1770 den Ausdruck Volksseele gebraucht.

für das Dritte Reich ist es eine Selbstverständlichkeit, die Volkskunde zu freier Entfaltung zu bringen. Deshalb hat die nationalsozialistische Regierung an verschiedenen Hochschulen Lehrstühle für deutsche Volkskunde errichtet.

In Heidelberg besteht schon seit mehr als 30 Jahren ein Lehrauftrag für Volkskunde. Der badische Unterrichtsminister Dr. Wacker hat 1934 diese Stelle umgewandelt in eine ordentliche Professur. An der Universität Heidelberg wurde eine Lehrstätte für deutsche Volkskunde errichtet. Diese Lehrstätte arbeitet mit der deutschen Philologie und ist mit dieser wie mit der Frühgeschichte „im Deutschen Haus der Universität“ untergebracht. Der Lehrstätte ist der Badische Flurnamenauschuß, die Landesabteilung Baden des Atlas der deutschen Volkskunde und die Gruppe Süden des deutschen Hausforschungsausschusses angegliedert.

Außerdem gehört zur Lehrstätte — anderswo heißt eine solche Stätte Institut oder Seminar — eine Lehrschau. In dieser wird zur Anschauung gebracht, was unter Volkskunde verstanden werden soll.

Eine Hauptabteilung der Lehrschau zeigt die Geschichte und das Wesen der Sonnensinnbilder. Ein Sonnenrad aus Schönau bei Heidelberg und die Fastnachtscheiben aus dem Markgräflerland stellen solche Sinnbilder im Volksbrauch unserer Zeit dar. Das Rad wird

im Vorfrühling den Berg hinabgewälzt, die Scheiben werden über eine Höhe weggeschleudert als Sinnbilder der Sonne, die nun wieder über Feld und Flur scheinen soll wie in früheren Sommern und neuen Segen bringen wird. Solche Zeichen der Zuversicht und des Glaubens an das sich immer erneuernde Leben sind schon aus der germanischen Bronzezeit (1500—1000 v. Chr.) überliefert und später in der bekannten Sonnenscheibe von Trundholm (500 v. Chr.). Ein solches Sinnbild der sich bewegenden Sonne ist auch das Hakenkreuz. Es geht vom Bauernbrauch aus, wird als Gewähr für das immerwährende Leben an Haus und Hof angebracht und erweitert sich zum Heils- und Kampfzeichen der Volksgemeinschaft. Die Lehrschau zeigt Bilder dieses Heilszeichens aus den verschiedensten Jahrhunderten deutscher Geschichte. Neben den Sonnensinnbildern steht in der Lehrschau ein anderes Zeichen germanischen Glaubens, der Lebensbaum. Eine fortlaufende Entwicklung von der Bronzezeit bis heute wird auch hier gezeigt. Die schönste Weiterbildung weist dies Sinnbild in seiner Verbindung mit dem Lebenslicht auf, wie wir es im Weihnachtsbaum haben.

Eine andere Hauptabteilung der Lehrschau ist die Geschichte des Hausbaus. Von der Frühzeit im dritten Jahrtausend v. Chr. wird eine Entwicklung durchgeführt bis zum Schwarzwaldhaus und zum freundlichen Bauernhaus des Kraichgautes und der Pfalz. Sehr schön ausgeführte Modelle (1/20 der natürlichen Größe) machen diese Entwicklung anschaulich. Die Sammlung zeigt ganz klar, daß wir bei unserer eigenen Frühgeschichte anfangen müssen, wenn wir das bodenständige Haus unserer Zeit verstehen wollen und daß wir uns nicht nach Entlehnung aus der Mittelmeerkultur in späteren Jahrhunderten umzuschauen brauchen. Hier gilt der Grundsatz, den gerade die Volkskunde auch sonst betont: wir müssen zunächst unseren Ursprüngen nachforschen und dann erst schauen, wo Einflüsse von außen anzunehmen sind.

In mehreren anderen Teilen der volkskundlichen Lehrschau (Kasse, Volkskunst, Hochzeit, Fastnacht, Webstuhl u. a.) werden Einblicke in germanisch-deutsche Art gegeben. Zum Studium des Volkstums gehört eine solche Lehrschau. Sie hat zugleich den großen Wert, daß sie eine Verbindung herstellt zwischen Wissenschaft und Volk, vor allem auch zwischen Wissenschaft und Schule. Somit wirkt die Volkskunde mit größerer Unmittelbarkeit als manche andere Wissenschaften auf das Volksleben ein. Und hierin liegt eines ihrer erhabensten Ziele: sie will nicht nur Wissen übermitteln des Wissens wegen, sondern weil und soweit dies Wissen Kraft werden kann für das Gesunderhalten und Weiterentwickeln unseres Volkstums.



Ausgrabungen Obergrombach. Bronze-Zierring vom Wehrgehänge mit dem Relief eines Hakenkreuzes, aus Grab 24 (vergrößert).

Otto Reitel Die Volksbildungsstätte¹.

Wer sich heute in der Volksbildungsarbeit verantwortlich einsetzt, hat zunächst einem gefährlichen Mißverständnis zu begegnen. Unsere Arbeit hat nichts zu tun mit jenem liberalen Bildungsbetrieb, der nach dem Leitwort „Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen“, arbeitete. Unser Ziel, das wir entschieden verfolgen, ist umrissen in dem Wort des Führers: „Der Einzelne ist nichts, das Volk ist alles!“ Danach ist Volksbildung nicht Bildung weniger oder vieler einzelner, sondern: **V o l k s b i l d u n g i s t B i l d u n g z u m V o l k**. Alles was Volksformung schafft, ist der Volksbildung willkommen, was Volkheit nicht schafft, ist ihr gleichgültig, was Volkheit zerstört, lehnt sie ab.

Damit ist dem Bildungsbegriff einer vergangenen Zeit, die das Volk nach dem Maße erworbener Kenntnisse in „Gebildete“ und „Ungebildete“ schied, endgültig der Abschied gegeben. Nie ist wahre Bildung zu messen an erworbenen Berechtigungen, an Prüfungswissen oder an den mehr oder minder besseren Schulen, die einer besucht hat. Nicht wer seinen mit Kenntnissen angefüllten Kopf dünnlich zur Schau trägt, ist gebildet, echte Bildung ist Sache des Kopfes und des Herzens zugleich: Sache des Charakters. Gebildet ist, wer teil hat an dem geistigen Gut seines Volkes und in rechter Gemeinschaftshaltung alle seine Kräfte einsetzt zum Dienste am Volksganzen.

Mit diesem Ziele leistet das Deutsche Volksbildungswerk seine wichtige Arbeit am Volk. Es wendet sich an den Teil der Erwachsenen, der aus ernstem Ringen über seine Schul- und Berufsbildung hinaus Teilhabe an dem besten geistigen Gut seines Volkes sucht. Es leistet Verzicht auf den „gebildeten“ Backfisch, der seinen Bildungsack etwas nachpfeifen lassen will, Verzicht auf den „Intellektuellen“, der alles in Probleme zerreden möchte, und endlich Verzicht auf jenen „Geschäftshaber“, der immer dabei sein muß, weil er sich zur „Bildungscreme“ des Platzes gezählt wissen will.

Die Form der Arbeit ist verschieden in Stadt und Land. Während auf dem Dorfe die Arbeit sich auf gelegentliche Vorträge und ein bis zwei Arbeitskreise beschränkt, läßt die breitere Arbeit in den großen Städten die Zusammenfassung der Volksbildungsarbeit an einer besonderen Stelle zu: das ist die **V o l k s b i l d u n g s s t ä t t e**.

Am Beispiel der Volksbildungsstätte Mannheim sei hier die Arbeit näher erläutert. In jedem Semester, das während des Winters von Oktober bis März durchgeführt wird, werden unter einheitlichem Gesichtspunkt stehende Vortragsreihen veranstaltet. So soll im kommenden Winter die Reihe „Deutsches Schicksal am Rhein“ ein Beispiel heimatgebundener Wissenschaft geben, eine zweite Vortragsreihe: „Deutsches Werden im Dritten Reich“ führt mitten hinein in die politische Gestaltung der deutschen Gegenwart. Neben den Vorträgen und in engem Zusammenhang mit ihnen stehen an der Volksbildungsstätte die Arbeitskreise, in denen die in den Vorträgen aufgewor-

¹ Am 17. Oktober 1936 werden im Gau Baden nachstehende Volksbildungsstätten eröffnet: Mannheim, Heidelberg, Bruchsal, Karlsruhe, Pforzheim, Baden-Baden, Rastatt, Offenburg, Lahr, Freiburg mit Nebenstellen.

fenen Fragen in gemeinschaftlicher Arbeit von Dozent und Zörer weiter besprochen und vertieft werden. Dort kann vor allem der Suchende Antwort finden und zu selbständiger geistiger Arbeit angeleitet werden. Im letzten Winter wurden folgende Arbeitskreise an der Volksbildungsstätte Mannheim durchgeführt: Die NS.-Weltanschauung als Voraussetzung zur Überwindung des Klassenkampfes; Rassenpflege; Familienforschung; Einführung in die Geopolitik; Völkische Erziehung; Die deutsche Geschichte, ein Ringen um Freiheit und Ehre; Neues deutsches Schrifttum; Badische Dichter; Dramaturgische Besprechungen; Der neue deutsche Opernplan (die letzten beiden Kreise jeweils in Verbindung mit den Aufführungen des Nationaltheaters); Feierngestaltung, Laienspiel, chorisches Sprechen; Aufbau und Wirkungsweise unserer Rundfunkgeräte; Mikrologie; Tierpflege und Tierschutz; Photographie für Anfänger und Fortgeschrittene. Im kommenden Winter werden diese Kreise weitergeführt und ergänzt durch einen Singkreis, einen Blockflötenkurs, einen Handwebkurs und, in Beziehung zur ersten Vortragsreihe durch den Arbeitskreis „Land und Leute in der Pfalz“. Man sieht: eine bunte Folge, und doch steht jeder Kreis unmittelbar in Beziehung zu den Aufgaben der Gegenwart. Die Preise für die Zörer- und Teilnehmerarten sind so gesetzt, daß jeder, auch der ärmste Volksgenosse, teilnehmen kann. In begründeten Fällen werden weitgehende Ermäßigungen gegeben, Erwerbslose haben freien Zutritt. Ein besonders schönes Beispiel — das hoffentlich noch oft nachgeahmt wird — gaben einige Firmen, die für ihre Gefolgschaftsmitglieder Karten übernahmen und sie ihnen kostenlos überließen. So setzte sich nahezu ein vollständiger Arbeitskreis aus Angestellten und Arbeitern eines Werkes zusammen, und hier ist sicher neben der eigentlichen Bildungsarbeit ein wertvolles Stück Gemeinschaftserziehung geleistet worden.

Diese Gemeinschaftshaltung, die gemeinsame Verpflichtung zu unserem deutschen Bildungsgute, ist letztlich das Ziel all unserer Volksbildungsarbeit. Die Volksbildungsstätte will alle ehrlich mit geistigen Fragen ringenden Menschen zusammenfassen, ihnen antworten auf ihre Fragen und sie sicher verankern im Grunde unserer Weltanschauung. Sie will diesen Menschen helfen, ihre Freizeit sinnvoll zu gestalten und ihnen den Weg erschließen zum wertvollsten Kulturgut unseres Volkes. Durch solche Einung im Geistigen glauben wir einen einheitlichen Stil mit heraufzuführen zu helfen, der in allen Lebensformen des Volkes walten soll: den deutschen Sozialismus.

In sinnvoller Zusammenarbeit mit dem Amt „Reisen und Wandern“, das dem deutschen Menschen die Schönheit seiner Heimat und der weiten Welt erschließt, mit dem Sportamt, das sich auf den mannigfachen Gebieten der Erhaltung des Körpers widmet, mit dem Amt „Feierabend“, das mit musischen Kräften die Freizeit und den Feierabend gestaltet, arbeitet das Amt „Volksbildungswerk“ und in ihm die „Volksbildungsstätte“ an der seelischen und geistigen Erneuerung des werkschaffenden deutschen Menschen.